



Studienbuch Körpergeschichte

**Johannes Bosch,
Jakob Fesenbeckh,
Katja Patzel-Mattern
(Hrsg.)**



**UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG**

Studienbuch Körpergeschichte

Studienbuch Körpergeschichte

Herausgegeben von
Johannes Bosch, Jakob Fesenbeckh und Katja Patzel-Mattern



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

Das Studienbuch ›Körpergeschichte‹ wurde als Doktorand:inneninitiative im Rahmen des heiDOCS-Programms der Graduiertenakademie der Universität Heidelberg auf Empfehlung der Philosophische Fakultät gefördert.

Herausgeber: Johannes Bosch, Jakob Fesenbeckh und Katja Patzel-Mattern

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-SA 4.0 veröffentlicht. Die Umschlaggestaltung unterliegt der Creative-Commons-Lizenz CC BY-ND 4.0.



**UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK**
HEIDELBERG

Publiziert bei heiBOOKS, 2022

Universität Heidelberg/Universitätsbibliothek
heiBOOKS

Grabengasse 1, 69117 Heidelberg
<https://books.ub.uni-heidelberg.de/heibooks>

Die Online-Version dieser Publikation ist auf heiBOOKS, der E-Book-Plattform der Universitätsbibliothek Heidelberg, <https://books.ub.uni-heidelberg.de/heibooks>, dauerhaft frei verfügbar (Open Access).

urn: urn:nbn:de:bsz:16-heibooks-book-1031-3

doi: <https://doi.org/10.11588/heibooks.1031>

Text © 2022. Das Copyright der Texte liegt bei den jeweiligen Verfasser:innen

Satz und Layout: Jürgen Franssen, Heidelberg

Umschlagabbildung: Ceinture à rebours [lutteurs s'entraînant pour le Ceinture d'or 1904] : [photographie de presse]/[Agence Rol] 1904. Source <https://gallica.bnf.fr/Bibliothèque nationale de France>

ISBN 978-3-948083-58-8 (Softcover)

ISBN 978-3-948083-57-1 (PDF)

Inhalt

Vorwort <i>Johannes Bosch, Jakob Fesenbeckh und Katja Patzel-Mattern</i>	7
Einleitung <i>Johannes Bosch und Jakob Fesenbeckh</i>	9
Ideengeschichte <i>Johannes Bosch</i>	23
Gesellschaftsreform durch Körperbeherrschung <i>Johannes Bosch</i>	31
Diskursanalyse <i>Johannes Bosch</i>	43
Alles nur Fleischwunden? Deutsche Soldaten im Zweiten Weltkrieg, Kriegsverletzungen und der Versuch einer Diskursanalyse <i>Kathrin Kiefer</i>	51
Habitus und Herrschaft <i>Jakob Fesenbeckh</i>	63
„Die Soziale Rolle des Ingenieurs“ in Georges Lamirands Leitlinien der Menschenführung <i>Jakob Fesenbeckh</i>	71
„Körpertechniken“ – Marcel Mauss’ Annäherungen an den bio-psycho-sozialen Körper <i>Jean-Philippe Miller-Tremblay und Nebiha Guiga</i>	85
Im Gleichschritt marschieren – eine Körpertechnik. Eine Untersuchung im Anschluss an die Beobachtungen Marcel Mauss’ <i>Jean-Philippe Miller-Tremblay</i>	93
Geschichte der Sinne <i>Jakob Fesenbeckh und Nebiha Guiga</i>	105

Die Schlacht bei Ebelsberg durch die fünf Sinne – Versuch einer Geschichte der Sinne <i>Nebiha Guiga</i>	113
Visual History <i>Max Gawlich</i>	125
Das Töpfchenbild und die Körpergeschichte des Kleinkinds <i>Max Gawlich</i>	133

Vorwort

Die Autor:innen, die die Beiträge dieses Bandes verfasst haben, sind junge Forscher:innen aus Deutschland und Frankreich, die - hauptsächlich während ihrer Doktorphase – in verschiedenen Forschungsfeldern mit Fragestellungen der Körpergeschichte konfrontiert waren und sich 2019 entschlossen, sich in gemeinsamen Workshops über Konzepte, Methoden und Quellenanalysen auszutauschen. Über das deutsch-französische Doktorandenprogramm Heidelberg-Paris, dem ein gewichtiger Teil der Autor:innen angehörten oder auch noch angehören, kam zudem der fruchtbare Austausch deutscher und französischer Forschungstraditionen zustande, der sich in den Beiträgen dieses Bandes widerspiegelt. Die Idee zu einer gemeinsamen Publikation entstand schließlich im Rahmen des Forschungskolloquiums für Wirtschafts- und Sozialgeschichte in Heidelberg und wurde hier von dessen Leiterin, Prof. Dr. Katja Patzel-Mattern – selbst ausgewiesene Forscherin im Bereich der Körpergeschichte –,¹ tatkräftig unterstützt. Bereits die Redaktionsarbeit fand in regem Austausch mit studentischen Leser:innen im Rahmen einer Lehrveranstaltung am Historischen Seminar in Heidelberg statt.² Denn der Kernbelang, dem mit diesem Band Rechnung getragen werden soll, ist es, dem Auftrag der Vermittlung gerecht zu werden, den junge Forscher:innen gegenüber Studierenden innehaben, indem wir Arbeitsweisen, Methoden sowie den Prozess der Forschungsarbeit selbst möglichst offenlegen und damit Möglichkeiten der Bearbeitung eines Gegenstandes aufzeigen. Diese Verbindung der Vermittlung von Forschungsmethoden und -inhalten schien uns am besten in Form eines Studienbuchs möglich.

- 1 Katja Patzel-Mattern: Schöne neue Körperwelt? Der menschliche Körper als Erfahrungsraum des Ich, in: Clemens Wischermann/Stefan Haas (Hg.): Körper mit Geschichte. Der menschliche Körper als Ort der Selbst- und Weltdeutung, Stuttgart 2000, S. 65–84; Dies.: Volkskörper und Leibefrucht. Eine diskursanalytische Untersuchung der Abtreibungsdiskussion in der Weimarer Republik, in: Ebd., S. 191–222; Dies.: Wert und Bewertung des Verleihens. Ein historischer Vergleich als Beitrag zur aktuellen Diskussion um Leihmutterchaft, in: Beate Ditzen/Marc-Philippe Weller (Hg.): Regulierung der Leihmutterchaft. Aktuelle Entwicklungen und interdisziplinäre Herausforderungen, Tübingen 2018, S. 9–21.
- 2 Wir danken den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Übung „Körpergeschichte. Theorien, Methoden, Untersuchungsgegenstände und ihre Vermittlung in der Lehre“ aus dem Wintersemester 2019/20 für ihre fundierte und anregende Kritik, die zahlreichen Feedbacks und den fruchtbaren Input.

Einleitung

Johannes Bosch  und Jakob Fesenbeckh 

Einführung

Seit den späten 1970er-Jahren etwa hat sich die geschichtswissenschaftliche Forschung den Fragen der historischen Bedingtheit von Körperlichkeit geöffnet. Historiker:innen untersuchen seitdem vielfältige Forschungsgegenstände mit Körperbezug, wie zum Beispiel den Zusammenhang von Körpervorstellungen und medizinischer Praxis, den Körper als Medium von Politik und sozialer Disziplinierung, den Wandel von Körperdiskursen als Grundlage geschlechtlicher Identität sowie die Hygiene und den Sport als zentrale Praktiken moderner Vergesellschaftung. Sie entreißen den Körper seiner vermeintlichen Natürlichkeit und analysieren diesen als Produkt kultureller Vorstellungen, Formung und sozialer Disziplinierung. Die Körpergeschichte ist so zu einem zentralen Bereich sozial- und kulturgeschichtlicher Forschung geworden. Zwar liegt zur Körpergeschichte in deutscher Sprache ein umfassendes Einführungswerk vor,¹ dessen Veröffentlichung allerdings bereits über 20 Jahre zurückliegt. Darüber hinaus fehlt bisher ein Lektüreformat, das für Studierende in zugänglicher Weise aufzeigt, wie, ausgehend von verschiedenen Methoden und Konzeptionen der Historisierung von Körperlichkeit, zu diesem Gegenstand geschichtswissenschaftlich gearbeitet werden kann. Mit dem Studienbuch Körpergeschichte möchten wir Studierenden der Geschichtswissenschaften Methoden nahebringen, mit denen sie den menschlichen Körper in seinem historischen Wandel untersuchen können.

Das vorliegende Studienbuch ist in sechs Kapitel gegliedert, die jeweils einen methodischen Zugang vorstellen. Es soll fortgeschrittenen Studierenden jeweils eine Einführung in ein Forschungsfeld gewähren. Die Lesenden sollen Grundkonzepte, Methoden und – exemplarisch – zentrale empirische Studien kennenlernen. Für jede Methode findet sich ein Fallbeispiel, in dem die Methode in einer exemplarischen Quellenanalyse vorgestellt wird. Gleichzeitig sollen in den Quellenanalysen Fragen der Reichweite der angewandten Methodik reflektiert werden. Ziel ist es nicht, einen fertigen Kanon oder eine „Gebrauchsanleitung“ wissenschaftlicher Arbeit zu präsentieren. Vielmehr wollen wir in transparenter Weise einen möglichen Dreischritt eines wissenschaftlichen Projekts darlegen:

¹ Maren Lorenz: Leibhaftige Vergangenheit. Eine Einführung in die Körpergeschichte, Tübingen 2000.

Von der Konzeptarbeit über den Nachvollzug von Arbeitsweisen in vorhandenen empirischen Studien zur Quellenauswahl und -analyse.

An dieser Stelle ist es wichtig zu betonen, dass dieses Buch in keiner Weise den Anspruch erhebt, einen Gesamtüberblick über die geistes-, kultur- und sozialwissenschaftliche Forschung zu geben, die sich mit der historischen Bedingtheit von Körperlichkeit befasst hat. Dies ist an anderer Stelle bereits zur Genüge geschehen. Da der vorliegende Band praxisorientiert ist, werden empirische Studien lediglich exemplarisch vorgestellt, um ihre konkrete Arbeitsweise darzulegen. Um einen Überblick über die bisherige Forschung zu gewinnen, werden jedoch zunächst schlaglichtartig zentrale Beiträge und Fragestellungen der Körpergeschichte präsentiert. Dies ermöglicht den Leser:innen, Einblick in den größeren Forschungszusammenhang der Körpergeschichte zu gewinnen.

Zentrale Beiträge

Die Untersuchung des Körpers in einer historischen Perspektive begann zuerst in der Medizingeschichte. Die in den 1980er-Jahren entstehende Medizingeschichte „von unten“ begann sich für den Umgang der Patient:innen mit ihren kranken Körpern zu interessieren. Gleichzeitig hielt sie weitgehend an der Idee eines transhistorischen biologischen Körpers fest und wurde dafür von sozialkonstruktivistischen Historiker:innen kritisiert. Diese bestanden darauf, dass Körperwahrnehmungen durch Sprache und kulturelle Symbole geprägt wurden. Noch einen Schritt weiter gehen diskursanalytische Arbeiten in der Tradition Foucaults, denn diese fragen, wie selbst unsere Vorstellungen des biologischen, also scheinbar natürlichen Körpers, durch Diskurse hervorgebracht wurden. Parallel dazu stellen mentalitätsgeschichtliche Arbeiten einen Zusammenhang her zwischen Disziplinierungstechniken des Körpers und umfassenderen kulturhistorischen Entwicklungen.

Die Studie „A History of Women’s Bodies“² (1982) des Medizinhistorikers Edward Shorter stellt ein frühes zentrales Werk der Körpergeschichte dar, auch wenn sich insbesondere feministische Forscher:innen später häufig kritisch zur Methodik und zu den konzeptionellen Voraussetzungen von Shorters sozialhistorischer Forschung geäußert haben.³ In dieser Studie, deren erste Auflage 1982 in den USA erschienen ist, untersucht Shorter die „Körperwirklichkeit“⁴ von Frauen im 19. Jahrhundert. Seine Kernthese besteht darin, dass die kulturell negative Bewertung weiblicher Körperlichkeit vor 1900, durch die letztlich die politische und soziale Ungleichheit der Geschlechter in vormodernen Gesell-

2 Edward Shorter: A History of Woman’s Bodies, New York 1982; Zur deutschen Übersetzung vgl. Ders.: Der weibliche Körper als Schicksal. Zur Sozialgeschichte der Frau, München 1984.

3 Zur Kritik des Shorter’schen Erklärungsmodells vgl. Barbara Duden: Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730, Stuttgart 1987, S. 36.

4 Shorter: Der weibliche Körper, S. 11.

schaften begründet wurde, auf einer realen körperlichen Benachteiligung von Frauen fußte: nämlich auf deren Gebärfähigkeit. Durch die Unvermeidbarkeit ungeplanter Schwangerschaften seien Frauen ständig den gesundheitlichen Risiken und den Gefahren früher Sterblichkeit ausgesetzt gewesen. Auch seien häufige Krankheiten, die nur Frauen betreffen – wie Erkrankungen des Beckens und der Brust –, vor dem 20. Jahrhundert nicht zu behandeln gewesen, was zu einer höheren Sterblichkeit als bei Männern geführt habe. Durch die neuen Möglichkeiten der Geburtenkontrolle, der medizinischen Technik und der Hygiene seien Frauen etwa ab 1930 von ihrem körperlichen „Schicksal“ und damit von ihrer gesellschaftlichen Rolle befreit worden. Eine hygienisch-medizinische Revolution und in ihrer Folge neue Möglichkeiten der Kontrolle über Körperlichkeit stellen für Porter also eine Voraussetzung für Emanzipationsbestrebungen von Frauen dar. Innovativ war für damalige Standards an Porters Studie, dass er den Körper als geschichtsmächtig verstand. Auch neu war die Betrachtung des Schicksals von Frauen aus den unteren Volksschichten, dem er sich durch die Analyse von Krankenberichten oder auch von Volksliedern und anderen Zeugnissen der Volkskultur näherte.

Grundlegender als Edward Shorter hat allerdings der britische Historiker Roy Porter zur Etablierung einer Medizingeschichte „von unten“ beigetragen, indem er seit Mitte der 1980er-Jahre in seinen Studien die Perspektive der klassischen Medizinhistoriographie durchbrach, die sich auf die Ärzt:innenpersönlichkeiten konzentriert hatte. Porter plädierte dafür, sich über statistisches Material zur Verbreitung von medizinischer Versorgung, zur Verbreitung von Krankheiten und zur körperlichen Verfassung der Menschen, über Patient:innenberichte und Quellen der Volkskultur und Volksmedizin der historischen Patient:innenperspektive anzunähern. Dabei ging es auch darum, die Vorstellungen sowie das Wissen von ihren Körpern zu rekonstruieren, über das die Patient:innen vergangener Jahrhunderte verfügten, um zu verstehen, von welchen Heilungsverfahren sie sich Erfolg versprachen oder um – genereller – die Grundlagen ihres Handelns im Hinblick auf Krankheit zu verstehen.⁵ Neben seinen Studien zum Wahnsinn, in denen die Patient:innenperspektive im Vordergrund stand,⁶ legte Porter auch klassischere medizingeschichtliche Werke vor, in denen er unter anderem die Entwicklung der Anatomie von der Antike bis in die Moderne nachzeichnet.⁷ Ähnlich wie Shorter beschreibt er diese Entwicklung als eine Ge-

5 Roy Porter: *The Patient's View: Doing Medical History from Below*, in: *Theory and Society*, 14/2 (1985), S. 185–189.

6 Roy Porter: *Love, Sex and Madness in Eighteenth-Century England*, in: *Social Research* 53/2 (1986), S. 211–242; Ders.: *A Social History of Madness: Stories of the Insane*, London 1987.

7 Ders.: *The Greatest Benefit to Mankind. A Medical History of Humanity from Antiquity to the Present*, London 1997; vgl. Ders.: *Die Kunst des Heilens. Eine medizinische Geschichte der Menschheit von der Antike bis heute*, Heidelberg/Berlin 2000; Ders.: *Bloods and Guts. A Short History of Medicine*, London 2002; vgl. Ders.: *Geschöpft und zur Ader gelassen. Eine kleine Kulturgeschichte der Medizin*, Frankfurt am Main 2006.

schichte der immer adäquateren Erfassung und Beschreibung des biologischen Körpers und des daraus resultierenden medizinischen Fortschritts. Diese Annahme eines gleichsam transhistorischen biologischen Körpers, der mit der Zeit entdeckt und beschrieben wird, hat beiden den Vorwurf des „Essentialismus“ eingebracht.⁸

Unter sozialkonstruktivistischen Vorzeichen analysierte die französische Forscherin Marie-Christine Pouchelle in ihrer Studie „Corps et chirurgie à l'apogée du moyen âge: savoir et imaginaire du corps chez Henri de Mondeville, chirurgien de Philippe le Bel“⁹ (1983) die zwischen 1306 und 1320 verfassten chirurgischen Abhandlungen von Henri de Mondeville, dem Chirurgen des französischen Königs Philipp der Schöne. De Mondeville galt der klassischen Medizingeschichtsschreibung als ein Vorläufer der modernen Anatomie, also als ein früher empirischer Wissenschaftler. Die französische Forscherin untersuchte in ihrer Studie die Metaphern, mit denen der Chirurg in seinen Schriften den Körper beschrieb, und fand heraus, dass diese an Vorstellungen von politischer und sozialer Ordnung des Spätmittelalters orientiert waren. Die Sprache und die Symbole, in denen das medizinische Wissen über den Körper gefasst ist, entsprang hier also, so Pouchelle, keiner „objektiven“ Sphäre, in der nur wissenschaftliche Rationalität herrscht. Vielmehr ist dieses medizinische Wissen geprägt von den zeitaktuellen historisch-gesellschaftlichen Realitäten, Konflikten und Vorstellungen.

Barbara Duden knüpfte mit ihrer Studie „Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730“¹⁰ (1987), die zu einem der Gründungswerke der Körpergeschichtsschreibung avancieren sollte, an Pouchelles Arbeiten über Metaphern der Körperlichkeit an.¹¹ Duden analysierte hier die Aufzeichnungen, die ein Eisenacher Arzt um 1730 über die Leidens Erzählungen und Klagen seiner Patientinnen verfasste. Sie interessierte sich in diesem Zusammenhang für die zeitgebundene Erfahrung von Körperlichkeit der Frauen. Zu deren Rekonstruktion untersuchte sie Erzählungen und Metaphern, anhand derer die Patientinnen ihre Erfahrungen dem Arzt schilderten. Duden deutete diese vor dem Hintergrund medizinischer oder volksheilkundlicher Wissensbestände und Diskurse des 18. Jahrhunderts. In dem Bemühen, die Patientinnenperspektive zum Zentrum der Untersuchung zu machen und damit das Verhältnis zwischen Arzt und Patientin als ein Machtverhältnis zu begreifen, stand Duden der Perspektive der angelsächsischen Medizingeschichte „von unten“ nicht fern. Allerdings stellt sich für Barbara Duden die Geschichte der Medizin und der modernen Naturwissenschaften als eine Geschichte der „Naturalisierung“ und Festschreibung bestimmter eigentlich sozialer Rollen und Eigenschaften der Ge-

8 Lorenz: Leibhaftige Vergangenheit, S. 43–46.

9 Marie-Christine Pouchelle: Corps et chirurgie à l'apogée du moyen âge: savoir et imaginaire du corps chez Henri de Mondeville, chirurgien de Philippe le Bel, Paris 1983; Zur englischen Übersetzung vgl. Dies.: The Body and Surgery in the Middle Ages, Oxford 1990.

10 Duden: Geschichte unter der Haut.

11 Ebd., S. 53 ff.

schlechter dar.¹² Dieser Betrachtungsweise nach hatte die moderne Medizin an der Zementierung von Herrschaftsverhältnissen Anteil, indem sie der Frau wesenhafte Natureigenschaften zuschrieb. Gleichzeitig war Duden darauf bedacht, gegenüber den diskursgeschichtlichen feministischen Forschungsarbeiten der 1990er-Jahre die Ebene der körperlichen Erfahrung als zentrale Kategorie historischer Forschung zu behaupten.¹³

Ab den 1990er-Jahren entstand eine Vielzahl von Forschungsarbeiten, die an den von Michel Foucault geprägten Konzeptionen und Methoden der Diskursanalyse orientiert waren und sich mit der Entstehung moderner Körperlichkeit auseinandersetzten. Foucault untersuchte Zeichensysteme, Diskurse, durch die Wissen strukturiert ist. Unter „Diskursen“ verstand Foucault die Art und Weise, wie Dinge klassifiziert und geordnet werden.¹⁴ Es ging ihm darum, die impliziten Regeln offenzulegen, denen Begriffsbildungen eines sprachlichen Feldes unterlagen, also beispielsweise bestimmter wissenschaftlicher Disziplinen.¹⁵ Foucault deutete die Praktiken und Begriffe, mit denen wir die Natur beschreiben, wie etwa biologische Taxonomien, die Anatomie, die Definition von Wahnsinn und Vernunft, normaler oder anomaler Sexualität, als Teil einer kulturellen und historischen Konstruktion, die die Gegenstände der Natur, über die sie sprechen, erst hervorbringen und auf diese Weise beherrschbar machen. Diese Regelsysteme waren, so Foucault, historisch zufällig, weil sie nicht etwa Vorsprachliches entdeckten – etwa die ewige Natur der menschlichen Biologie –, sondern bestimmte soziale Realitäten erst hervorbrachten. Besonders in seinen Studien zur Entstehung des ärztlichen Blicks in der modernen Klinik sowie der Sexualität zeichnete Foucault die Schaffung eines modernen Normkörpers nach und wurde so selbst zu einem wichtigen Pionier der Körpergeschichte.¹⁶ Er erforschte aber auch Praktiken der sozialen Disziplinierung, die die Eingliederung des Körpers in soziale Ordnungen ermöglichten.¹⁷ Diskurse sah Foucault also immer als ein Produkt von Machtverhältnissen. Die Macht auszusagen, zu klassifizieren, bedeutete ihm gleichsam die Macht, Realitäten zu strukturieren.

12 Ebd., S. 34–40.

13 Barbara Duden: *Die Gene im Kopf- der Fötus um Bauch. Historisches zum Frauenkörper*, Hannover 2002, S. 19–23.

14 Michel Foucault: *L'ordre du discours: leçon inaugurale au Collège de France prononcée le 2 décembre 1970*, Paris 1971; vgl. Ders.: *Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am Collège de France*, 2. Dezember 1973, München 1974.

15 Michel Foucault: *L'Archéologie du savoir*, Paris 1969; vgl. Ders.: *Archäologie des Wissens*, Frankfurt am Main 1981.

16 Michel Foucault: *Naissance de la clinique. Une archéologie du regard médical*, Paris 1963; vgl. Ders.: *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks*, München 1973; Ders.: *Histoire de la sexualité*, 4 Bd., Paris 1974–2018; vgl. Ders.: *Sexualität und Wahrheit*, 4 Bd., Frankfurt am Main 1983–2018.

17 Michel Foucault: *Surveiller et punir. Naissance de la Prison*, Paris 1975; vgl. Ders.: *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt am Main 1976; Ders.: *Naissance de la biopolitique (1978–1979)*, Paris 2004; vgl. Ders.: *Geschichte der Gouvernementalität II: Die Geburt der Biopolitik*, Frankfurt am Main 2004.

In der Studie „Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity“¹⁸ (1990), die zu einem der Gründungswerke queere feministischer Theoriebildung avancieren sollte, knüpfte Judith Butler an Foucault'sche Überlegungen an. Butler vertrat hier den Standpunkt, der Gegensatz von biologischem Geschlecht, also „sex“, und kulturellem Geschlecht, „gender“, entspringe in Wahrheit der diskursiven, also kulturellen Sphäre. Der Machtdiskurs über die natürliche Zweigeschlechtlichkeit bringe das Geschlechterverhältnis in seiner biologischen Ausformung erst hervor. Durch sprachliche und performative Praktiken, die Butler in diesem Buch untersuchte, werde diese Machtstruktur aufrechterhalten. Diese stark sprachzentrierte Auffassung von Geschlechtlichkeit wurde von feministischen Autorinnen kritisiert. Barbara Duden bestand auf der Historizität „leiblicher Erfahrung“, was auch als eine Kritik an einer solchen Art von Diskursivierung der Geschlechterordnung zu verstehen ist.¹⁹ Butler antwortete in ihrem Werk „Bodies That Matter: On the Discursive Limits of ‚Sex‘“²⁰ (1993) auf diese Kritik mit dem Argument, dass die Materialität des Körpers und damit die Körpererfahrung selbst ein Produkt von Diskurs und Performanz seien. Die Erfahrung der Menschen sei also bereits ein Produkt der Formung der Körper durch Macht und Sprache.

Ebenfalls in Anknüpfung an die Arbeiten Foucaults erforschte der nordamerikanische Wissenschaftshistoriker Thomas Laqueur in seinem Werk „Making Sex: Body and Gender from the Greeks to Freud“²¹ (1992) die Geschichte der Zweigeschlechtlichkeit. Laqueur untersuchte Artefakte und Werke wissenschaftlicher Körperdarstellung, die er als Ausdruck einer sozio-kulturellen Normenbildung deutete, von der Antike bis ins frühe 20. Jahrhundert. Laqueur konstatierte dabei einen Bruch in der Entwicklung der Auffassung der Geschlechterordnung im 18. Jahrhundert. Bis dahin habe die vom Aristotelismus geprägte Auffassung geherrscht, Mann und Frau seien Varianten ein und desselben Körpers. Frauen seien demnach eine unvollkommenere Version des Mannes, ihre Genitalien seien schlicht nach innen gekehrte männliche Geschlechtsorgane. Im 18. Jahrhundert setzte sich mit der modernen Anatomie die Auffassung durch, die Körper von Mann und Frau seien nicht von gleicher fleischlicher Grundlage, sondern in ihren „natürlichen“ Anlagen grundverschieden, was zur Definition grundsätzlich verschiedener sozialer Rollen geführt habe. Diese biologische Auffassung der Zweigeschlechtlichkeit habe im Kontext der sich herausbildenden bürger-

18 Judith Butler: *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*, New York 1990; vgl. Dies.: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt am Main 1993.

19 Barbara Duden: *Die Frau ohne Unterleib*. Zu Judith Butlers Entkörperung, in: *Feministische Studien* 11/2 (1993), S. 24–33.

20 Judith Butler: *Bodies That Matter: On the Discursive Limits of ‚Sex‘*. New York 1993; vgl. Dies.: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Berlin 1995.

21 Thomas Laqueur: *Making Sex. Body and Gender from the Greeks to Freud*, Cambridge 1992; vgl. Ders.: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, Frankfurt am Main 1992.

lichen Gesellschaft zur Legitimation einer neuen Geschlechterordnung beigetragen.

Der Schweizer Historiker Philipp Sarasin knüpfte an Foucaults Schlagwort der „Sorge um sich“ an, als er in seinem Werk „Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers. 1765–1914“²² (2001) den Hygienenediskurs des 18., 19. und 20. Jahrhunderts untersuchte. Darin vertrat er die These, dass die Idee eines individuellen Körpers, wie sie für moderne Gesellschaften typisch ist, erst durch den hygienischen Diskurs entstanden sei. Unter den Autoren des physiologischen Vitalismus im 18. Jahrhundert habe sich die Idee herausgebildet, dass der individuelle anatomische Körper auf Grund seiner physiologischen Eigenschaften durch äußere Einflüsse reizbar sei. Damit entstand die Idee, dass die Reize durch den individuellen Menschen kontrollierbar und regulierbar seien, was zur Entstehung von Techniken der Kultivierung und Disziplinierung des Körpers durch das Selbst geführt habe. Das bürgerliche Individuum der Moderne habe sich erst auf der Grundlage dieser Diskurse und sozialer Techniken herausbilden können, so Sarasin.

Auch die Mentalitäts- und Kulturgeschichte, wie sie besonders in Frankreich entwickelt wurde, hat sich seit den 1980er-Jahren intensiv mit Fragen der Körperlichkeit beschäftigt.²³ So hat Georges Vigarello mit „Le Propre et le sale. L'hygiène du corps depuis le Moyen âge“²⁴ (1985) eine Studie der Körperhygiene vom Spätmittelalter bis ins 19. Jahrhundert vorgelegt. Vigarello hat in diesem Werk den Wandel der gesellschaftlichen Deutungen von Sauberkeit sowie von Hygienepraktiken, wie zum Beispiel des Badens, herausgearbeitet. Während im 17. Jahrhundert das Waschen sich in erster Linie auf sichtbare Oberflächen beschränkte und der Kleiderwechsel und das Parfümieren in den herrschenden Gesellschaftsschichten mit Sauberkeit und Höflichkeit assoziiert wurde, durchlief die Sauberkeit im 18. Jahrhundert einen Bedeutungswandel, der sich als hygienisch und gesundheitlich deuten lässt und in der Praxis immer häufiger Bäder mit einschloss. Vigarello assoziierte diesen Wandel mit dem Aufstieg der bürgerlichen Kultur. Französische Mentalitätshistoriker:innen haben sich auch mit der Entwicklung der Sexualität und ihrer gesellschaftlichen Kontrolle auseinandergesetzt. Robert Muchembled hat eine Geschichte der fleischlichen Lust vom 16. Jahrhundert bis in die Phase der gesellschaftlichen Öffnung der „sixties“ vorgelegt, in der er kulturelle Wahrnehmungsweisen der Lust, des Orgasmus und Formen der Kontrolle von Sexualität in der französischen, englischen und

22 Philipp Sarasin: *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers, 1765–1914*, Frankfurt am Main 2001.

23 Georges Vigarello/Alain Corbin/u. a. (Hg.): *Histoire du corps*, 3 Bd., Paris 2005–2006.

24 Georges Vigarello: *Le propre et le sale. L'hygiène du corps depuis le moyen âge*, Paris 1985; vgl. Ders.: *Wasser und Seife. Puder und Parfüm: Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter*, Frankfurt am Main 1988.

nordamerikanischen Gesellschaft untersuchte.²⁵ Dabei konstatierte er beispielsweise für das 16. und 17. Jahrhundert eine Diskrepanz zwischen dem Diskurs gesellschaftlicher Autoritäten, wie Priester, Ärzte und Juristen, die die fleischliche Lust über Begriffe von Sünde und Schuld zu kontrollieren suchten, und der tatsächlichen sozialen Praxis, in der diese Reglementierungen sich nie völlig durchsetzten. Alain Corbin hat in einem dem Forschungsinteresse nach ähnlich gelagerten Werk, das allerdings auf das ausgehende 18. Jahrhundert und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts und den französischsprachig-katholischen Kulturraum begrenzt ist, die Lust in medizinischen, theologischen und pornographischen Schriften untersucht. Corbin analysiert diese sich verändernden Repräsentationen von Lust und Sexualität sowie der Geschlechterrollen vor dem Hintergrund der sozialen und politischen Umwälzungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts und zeigt auf, wie die Verschärfung neuer sozialer Rollenverteilungen, zum Beispiel die Trennung der von Männern dominierten öffentlichen Sphäre und der den Frauen zugewiesenen privaten Sphäre, sich auch auf der Ebene der Repräsentation von Körper, Lust und Sexualität niederschlugen.²⁶

Als ein weiterer wichtiger Gegenstandsbereich der Körpergeschichtsforschung ist der Zusammenhang von Körper und Politik erforscht worden. Beispielsweise hat der berühmte französische Mentalitätshistoriker und Mediävist Jacques Le Goff über den politischen Gebrauch von Körpermetaphern im Mittelalter sowie zur Körpergeschichte des Mittelalters im Allgemeinen geforscht.²⁷ So stellte er etwa heraus, dass im 12. und 13. Jahrhundert die funktionale Dreiteilung der Gesellschaft in Kämpfer, Beter und Arbeiter als ein menschlicher Körper vorgestellt wurde, dessen Kopf den Fürsten oder den König und dessen Vertreter repräsentierte, während die Krieger und Amtsträger durch die Hände und die Bauern durch die Füße dargestellt wurden. Ab dem Ende des 13. Jahrhunderts, im Zuge des Konfliktes zwischen Philipp dem Schönen und dem Papst, kam in der politischen Literatur Frankreichs der Gebrauch der Metapher der zwei Organe Herz und Kopf auf.²⁸ Die Neuaushandlung des Verhältnisses zwischen weltlicher Macht und kirchlicher Macht wurde durch die Definitionen des Verhältnisses dieser beiden Organe zueinander ausgedrückt. Metaphern des Körpers dienten also dazu, gesellschaftliche Veränderungen begreifbar zu machen oder politisch zu beeinflussen.

25 Robert Muchembled: *L'Orgasme et l'Occident. Une histoire du plaisir du XVI^e siècle à nos jours*, Paris 2005; vgl. Ders.: *Die Verwandlung der Lust. Eine Geschichte der abendländischen Sexualität*, München 2008.

26 Alain Corbin: *L'Harmonie des plaisirs. Les manières de jouir du siècle des Lumières à l'avènement de la sexologie*, Paris 2007.

27 Vgl. Jacques Le Goff/Nicolas Truong: *Une histoire du corps au Moyen âge*, Paris 2003; vgl. Ders.: *Die Geschichte des Körpers im Mittelalter*, Stuttgart 2007.

28 Jacques Le Goff: *Head or Heart? The Political Use of Body Metaphors in the Middle Ages*, in: Michel Fehrer/Ramona Naddaff/u. a. (Hg.): *Fragments for a History of the Human Body, Part Three*, New York 1989, S. 13–26.

Jenseits politischer Metaphern der Körperlichkeit stellte der Körper als Vehikel der Durchsetzung politischer Ordnungen einen Gegenstand körperhistorischer Forschung dar. So hat beispielsweise Svenja Goltermann – im Rückgriff auf den Habitus-Begriff des französischen Soziologen Pierre Bourdieu – das deutsche Turnerwesen im 19. Jahrhundert als Praxis der Formierung eines nationalen Körpers analysiert. Goltermann arbeitete in dieser Studie heraus, wie die Idee des Nationalen über disziplinierende Praktiken des Turnens den Männerkörpern eingeschrieben wurde und so eine spezifische Form nationalistischer Männlichkeit entstanden ist.²⁹ Interessant ist diese Studie vor allem, da sie zeigt, wie politische Ideen über kollektive Praktiken Teil einer körperlichen Disziplin werden. Inge Baxmann verfolgte in ihrer kulturhistorischen Studie über Tanzkulturen in der Moderne einen ähnlichen Ansatz. So gründeten die Gemeinschaftsideologien der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wie etwa der Nationalsozialismus, auf Konzeptionen der Erneuerung der Körperlichkeit. Tanzkulturen seien Medien der Vermittlung neuer Formen der ästhetischen und politischen Vergemeinschaftung geworden, durch die etwa die Idee der Volksgemeinschaft erlebbar gemacht worden sei.³⁰ Die im deutschen Sprachraum bedeutendste Zeitschrift für Körpergeschichte, „Body Politics“, hat jüngst eine Ausgabe dem Zusammenhang von Körpern und Politik gewidmet,³¹ die Beiträge versammelt, die den Körper als „Medium des Politischen“ analysieren. So untersucht Gundula Ludwig hier beispielsweise sozialhygienische Diskurse in der Weimarer Republik und stellt heraus, diese seien als „Volksbelehrung“ Techniken der Demokratisierung gewesen, insofern Freiheit, Eigenverantwortlichkeit und Selbsttätigkeit als Werte etabliert worden seien, durch die die Einzelnen zum Wohl des Ganzen beitragen sollten.³²

Ein Überblick über die großen Linien der Körpergeschichtsschreibung in den letzten Jahrzehnten zeigt zwei Entwicklungen: Zum einen erfuhren Konzepte von Körperlichkeit, die einen transhistorischen, „natürlichen“ Körper voraussetzen, zunehmende Kritik. Diese wird in erster Linie von sozialkonstruktivistischen und diskurstheoretischen Autor:innen geübt, die auf die historische Bedingtheit und Kontingenz von Körperkonzepten hinweisen. Zum anderen zeichnet sich in den letzten Jahrzehnten eine Pluralisierung der konzeptionellen Zugänge zur Körpergeschichte ab. Heute gibt es keine privilegierte „Theorie der Körpergeschichte“, sondern eine Vielzahl von konzeptionellen Zugängen, mit denen sich das weite Feld einer Geschichte des Körpers erschließen lässt. Das vorliegende Studienbuch gibt diese Vielfalt wieder, indem es sechs verschiedene konzeptionelle Zugänge mit Fallbeispielen präsentiert.

29 Svenja Goltermann: Körper der Nation. Habitusformierung und die Politik des Turnens, 1860–1890, Göttingen 1998.

30 Inge Baxmann: Mythos Gemeinschaft. Körper- und Tanzkulturen in der Moderne, München 2000.

31 Body Politics 7/11 (2019).

32 Gundula Ludwig: Körperpolitiken und Demokratie. Sozialhygienische Wissensregime als Techniken der Demokratisierung in der Weimarer Republik, in: Ebd., S. 88f.

Übersicht über die Beiträge des Bandes

Der erste Beitrag des Studienbuchs von Johannes Bosch zeigt, wie die Ideengeschichte zur Untersuchung von Körperbildern bzw. -ideen fruchtbar gemacht werden kann. In Vorstellungen davon, was ein scheinbar natürlicher Körper ist, spiegeln sich umfassendere Ideen von der Beschaffenheit der Welt. Diese können, in der Tradition einer Sozialgeschichte der Ideen, daraufhin befragt werden, aus welchen Bedingungen sie entstanden sind – ob es sich beispielsweise um adelige oder bürgerliche Konzepte handelt – und welche Bedürfnisse, z. B. nach sozialer Abgrenzung, sie befriedigen sollen.

Ein Beispiel liefert Johannes Bosch dafür in seinem Beitrag zu den Körpervorstellungen der bürgerlichen Lebensreformbewegung um 1900. In den lebensreformerischen Vorstellungen eines „dekadenten“ Körpers manifestierte sich die in dieser Zeit virulente Diagnose einer „entarteten“ Gesellschaft. Entsprechend suchten Lebensreformer:innen eine Lösung der gesellschaftlichen Probleme in der Reform des individuellen Körpers, der einer bewussten Kontrolle unterworfen werden sollte. Durch die individuelle Reform sollten schließlich die vermeintliche Dekadenz der Gesellschaft verhindert und soziale Probleme behoben werden. Darin äußert sich die bürgerliche Tradition der Lebensreformer:innen, stellten doch individuelle Verantwortung, Persönlichkeit und Selbstkontrolle zentrale Werte der bürgerlichen Kultur dar.

In Abgrenzung zur Ideengeschichte entwickelte sich die Diskursanalyse ab den 1970er-Jahren unter maßgeblichem Einfluss des französischen Philosophen Michel Foucault. Diese zielte, wie Johannes Bosch darlegt, weniger auf die Inhalte des Denkens und Sprechens als auf deren Möglichkeitsbedingungen, auf die Strukturen, in denen wir die Welt ordnen und begreifen, und die den Rahmen für mögliche Aussagen bilden. Diese Strukturen schaffen, nach einem Wort Foucaults, den Gegenstand, von dem sie sprechen. Der Körper wird in dieser Perspektive als Produkt diskursiver Praktiken begriffen, die nicht nur unser Denken über den Körper ermöglichen, sondern auch unsere Körperwahrnehmung bestimmen.

Eine exemplarische Diskursanalyse liefert Kathrin Kiefer in ihrem Beitrag zu Selbstbeschreibungen der Verletzungen von Kriegsversehrten im Zweiten Weltkrieg. Bei der Untersuchung eines Feldpostbriefes des verwundeten deutschen Soldaten Geert Westphal an seine Familie fragt sie, welche Aussagen der Soldat über seine Verletzungen tätigen konnte. Dem liegt die Frage zugrunde, welche Beschreibung einer Verwundung eigentlich „sagbar“ war in einer nationalsozialistischen Gesellschaft, die einen starken, potenten Körper zu ihrem Idealbild machte. Dazu analysiert Kiefer zunächst auf der Makroebene eines ganzen Korpus Strukturen, in denen sich typische Muster der soldatischen Selbstbeschreibung zeigen, und untersucht anschließend auf der Mikroebene einen Brief, in dem Geert Westphal seine Verwundung an der Ostfront im Dezember 1943 schildert. Mit diesem Vorgehen kann sie zeigen, wie Soldaten des Zweiten Welt-

kriegs ihre Verwundung zwar beschreiben können, dabei aber stets distanziert bleiben und das eigene Leiden herunterspielen müssen.

Jakob Fesenbeckh stellt in seinem konzeptionellen Artikel zu Pierre Bourdieus Habitus- und Hexiskonzept heraus, dass dieses in den Sozialwissenschaften weitverbreitete Konzept eine grundlegende körperhistorische Dimension aufweist. Bourdieus Habitus-Konzept beschreibt ein Ensemble von erlernten und überwiegend unbewussten Anlagen. Diese Anlagen beruhen nicht auf theoretischem Wissen, sondern sie werden inkorporiert, d. h. in automatische Abläufe des Körpers überführt. Handelt es sich dabei um Fragen der Körperhaltung oder -sprache, spricht Bourdieu von Hexis. In Habitus und Hexis kommen gesellschaftliche Rollenerwartungen und Machtpositionen in inkorporierter, d. h. in den Körper eingeschriebener Form, zum Ausdruck, sodass sich über den körperhistorischen Zugriff Erkenntnisse über den sozialen und historischen Kontext, in dem der Habitus ausgebildet wird, gewinnen lassen.

Am Beispiel eines Handbuchs für angehende Ingenieure in französischen Industriebetrieben der Zwischenkriegszeit untersucht Jakob Fesenbeckh anschließend, wie die sozialen Anforderungen an diese Führungsgruppe in deren Körper eingeschrieben werden sollen. Ingenieure stehen in der betrieblichen Hierarchie zwischen Betriebsleitung und Arbeiter:innen und nehmen daher für die Aufrechterhaltung der hierarchischen Sozialbeziehungen eine zentrale Rolle ein. Diese Rolle müsse, so Jakob Fesenbeckh, durch eine spezifische Hexis und Körpersprache versinnbildlicht werden: Gegenüber der Betriebsleitung müssen sie in Anwesenheit der Arbeiter:innen eine formelle Distanz wahren, um die Einhaltung einer strengen Hierarchie zum Ausdruck zu bringen. Gegenüber der Arbeiter:innenschaft sollen sie stark, führend und überlegen erscheinen. Diese Überlegenheit müssen sie durch bestimmte Körperhaltungen ausdrücken: Der angehende Ingenieur soll beispielsweise trainiert und muskulös sein. Gleichzeitig muss er den Belegschaften in arbeitspraktischen Dingen kompetent erscheinen und die sozialen Codes der Arbeiter:innen beherrschen, damit seine Autorität von ihnen akzeptiert wird.

Einen eher experimentellen Zugang zur Körpergeschichte stellt Jean-Philippe Miller-Tremblays und Nebiha Guigas Artikel zu Marcel Mauss' Konzept der „Körpertechniken“ dar. Diesen Begriff prägte der französische Ethnologe Mauss 1934 in einem Vortrag und betonte, dass die Techniken, mit denen wir unseren Körper verwenden, eingeschrieben sind in eine biologische, aber auch in eine psychologische und soziale Umgebung. Für eine Analyse einzelner Körpertechniken müssen daher die biologischen, psychologischen und sozialen Kontexte mitberücksichtigt werden, in denen diese Techniken entstanden und verwendet wurden. Auf diese Weise hilft der Ansatz, Körpertechniken zu entnaturalisieren und in ihren kulturellen und historischen Kontext einzuordnen.

Ein Beispiel für kulturelle und soziale Einschreibung von Körpertechniken bietet Jean-Philippe Miller-Tremblays Beitrag zu verschiedenen Arten des militärischen Marschierens. Als ein britisches Regiment 1914 versuchte, zu Ehren des

Alliierten auf französische Art zu marschieren, erwies sich dies als unmöglich, weil die notwendigen Körpertechniken offensichtlich zu stark in einen französischen kulturellen Kontext eingebunden waren und nicht ohne weiteres in eine auf englische Art trainierte Armee übertragen werden konnten. Ausgehend von diesem Beispiel untersucht Miller-Tremblay die Wandlung der Marschtechniken im langen 19. Jahrhundert und zeigt Gründe für diese Veränderungen auf. So forderte die veränderte Waffentechnik eine höhere Geschwindigkeit der marschierenden Soldaten, und die Modernisierung der Armeen beendete die jahrhundertelange Einheit der Körpertechniken im Kampf, in der Ausbildung und in der Zeremonie.

Jakob Fesenbeckh und Nebiha Guiga zeigen in ihrem Beitrag zur „Geschichte der Sinne“, wie sich diese heterogene Forschungsrichtung, die seit den 1970er-Jahren aus verschiedenen Ansätzen entwickelt wurde, für die Körpergeschichte nutzen lässt. Stellt die sinnliche Wahrnehmung, also beispielsweise das Sehen, Riechen und Fühlen, scheinbar eine anthropologische Konstante dar, so zeigt die Geschichte der Sinne, dass die Art, wie wir unsere Umgebung sinnlich wahrnehmen, historisch wandelbar ist. Neben der Rekonstruktion vergangener sinnlicher Umwelten – beispielsweise der Geruchs- und Geräuschkulisse einer Fabrik des 19. Jahrhunderts – beschäftigt sich die Geschichte der Sinne daher zentral mit der Frage, wie die Wahrnehmung anderer Epochen strukturiert war, was wahrgenommen wurde und welche Deutungen die Wahrnehmung erfuhr. Die Verbindung zur Körpergeschichte ist evident, ist es doch der Körper, mittels dessen wir unsere Umwelt sinnlich erfahren.

Nebiha Guigas Untersuchung der Schlacht bei Ebelsberg, einer kleinen, verlustreichen Schlacht während der Napoleonischen Kriege, verdeutlicht, wie die Sinnesgeschichte zu einer Geschichte des Körpers beitragen kann. Traditionelle Schlachtenberichte erzählen die heroischen Taten von Armeeverbänden, vernachlässigen jedoch die subjektiven Dimensionen der Schlachterfahrung. Anhand der sinnlichen Wahrnehmung von Augenzeugen zeigt Nebiha Guiga, was es bedeutet, mit dem eigenen Körper an einer Schlacht der napoleonischen Ära teilzunehmen und in fühlbarer Nähe zu anderen Menschen mit eingeschränkter Sicht durch eine brennende Stadt zu gehen, die erfüllt ist vom Geruch verbrennender Leichen.

Max Gawlich beschreibt in seinem Beitrag zur „Visual History“ Möglichkeiten, die der „visual turn“, also die Hinwendung zum Bildlichen, in der Körpergeschichte eröffnete. Zwar werden Körper seit der beginnenden kriminologischen und medizinischen Fotografie im 19. Jahrhundert durch ihre visuelle Darstellung in meist dichotome Differenzkategorien – z. B. Geschlecht, Klasse oder „Rasse“ – eingeordnet, sodass eine visuelle Untersuchung von Körpern sich anbietet. Dennoch entstand eine visuelle Körpergeschichte erst in den letzten Jahren. Gegenstände sind seither unter anderem die diskursive Durchsetzung von Körpernormen, die Vergeschlechtlichung von Körpern sowie die Bedeutung des Körpers in der Inszenierung moderner Subjektivität.

In seinem Beitrag zur Inszenierung von Kindern auf „Töpfchen-Bildern“, also Fotografien von Kindern, die auf dem Töpfchen abgebildet wurden, illustriert Max Gawlich ein visuell-historisches Vorgehen. Die Bilder von Kindern auf Töpfchen sind an sich schon ein erklärungsbedürftiges Phänomen, stehen doch Praktiken der Ausscheidung eigentlich unter einem gesellschaftlichen Tabu, das für Kinder jedoch offensichtlich eine Ausnahme kennt. Mithilfe eines seriell-ikonographischen Verfahrens untersucht Gawlich verschiedene Bilder von einzeln oder in Gruppen auf Töpfchen sitzenden Kindern, identifiziert Regelmäßigkeiten und Kontinuitäten und setzt dies in einen historischen Kontext. So kann er zeigen, dass sich in den Bildern der Kinder je unterschiedliche Vorstellungen über eine gelingende Kindheit und Integration in die Gesellschaft zeigen, so z. B. durch die Einbettung in einen intimen Familienbereich oder in die disziplinierende Struktur einer sozialistischen Gesellschaft.

Johannes Bosch  <https://orcid.org/0000-0001-7461-5583>

Jakob Fesenbeckh  <https://orcid.org/0000-0002-7598-963X>

Ideengeschichte

Johannes Bosch 

Entstehungsgeschichte

Eine ideengeschichtliche Betrachtung des Körpers interessiert sich nicht in erster Linie für den physischen Körper und dessen Gestaltung, sondern für Körperideen, also Vorstellungen oder Konzepte des Körpers. Weltbilder, d. h. grundlegende Repräsentationen der Welt, können sich an den unterschiedlichsten Gegenständen spiegeln, und Körperkonzepte sind für eine ideengeschichtliche Betrachtung besonders interessant, weil der Körper in der Regel als „natürlich“, und das heißt gerade nicht als „Idee“ erscheint. Dennoch zeigt eine ideengeschichtliche Untersuchung die Wandelbarkeit der scheinbar natürlichen und überzeitlichen Körpervorstellungen im Verlauf der Zeit sowie in Abhängigkeit des sozialen Kontextes.

Die Ideengeschichte, die seit einigen Jahren wieder vermehrt Aufmerksamkeit erhält, versammelt gegenwärtig eine Reihe unterschiedlicher Ansätze, die eine exakte Definition kaum zulassen. Gemeinsam ist dem weiten Feld dieser Ansätze jedoch eine anti-idealistische Grundperspektive, die betont, dass Ideen nicht in einer autonomen Sphäre entstehen, sondern aus einem kulturellen und sozialen Kontext hervorgehen. Eine Ideengeschichte, die dies berücksichtigt, muss sich also als Kultur- oder Sozialgeschichte begreifen.¹

Die wichtigsten Traditionen der deutschen Ideengeschichte liegen im Kaiserreich, eine akademische Blütezeit erlebte sie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In der damaligen Geschichtswissenschaft lassen sich idealtypisch zwei Traditionen unterscheiden: Traditionell vertrat die Ideengeschichte in einem engeren Sinne eine Vorstellung klar umrissener Ideen, deren Eigenleben sie in der Geschichte zu verfolgen versuchte. Als deren wichtigster Vertreter und Begründer der politischen Ideengeschichte gilt Friedrich Meinecke, seinerzeit einer der renommiertesten deutschen Historiker.² Aus der Kritik an der Vorstellung, man könne politische Ideen isoliert betrachten, entstand bereits Anfang des 20. Jahrhunderts eine zweite Strömung, die sich als „Geistesgeschichte“ verstand und forderte, Ideen als Ausdruck des „Geistes“ einer Epoche, das heißt, in ih-

1 Einen guten Überblick über Traditionen und aktuelle Positionen der deutschen und internationalen Ideengeschichte bietet: D. Timothy Goering: Einleitung. Ideen- und Geistesgeschichte in Deutschland – eine Standortbestimmung, in: Timothy D. Goering (Hg.): Ideengeschichte heute. Traditionen und Perspektiven, Bielefeld 2017, S. 7–54.

2 Insbesondere sein Epoche machendes Werk: Friedrich Meinecke: Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates, München/Berlin 1908.

rem historischen Kontext zu begreifen. Damit war die Forderung verbunden, Ideen in ihrem Zusammenhang mit dem gesamten Geistesleben einer Zeit zu sehen und als Ausdruck einer geistigen Totalität zu betrachten. Dieser Ansatz war methodisch innovativ, die schnelle Anpassung der Geistesgeschichte an den Nationalsozialismus führte nach 1945 jedoch zu ihrer Diskreditierung. Dagegen formierte sich ab den 1960er-Jahren die Sozialgeschichte explizit als Gegenprogramm zur politischen Ideengeschichte, wie sie in der Folge Friedrich Meineckes betrieben wurde, der von sozialgeschichtlicher Seite ein naiver Positivismus sowie politischer Opportunismus vorgeworfen wurde.³ In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kam die Ideengeschichte in Deutschland daher weitgehend aus der Mode, während sie im angloamerikanischen Raum einen Aufschwung erlebte und in Frankreich als Mentalitätsgeschichte, also als Untersuchung impliziter und vorbewusster Weltbilder betrieben wurde.

Seit den späten 1990er-Jahren erlebte die bereits tot geglaubte Ideengeschichte jedoch auch in Deutschland wieder einen Aufschwung. In aktuellen Ansätzen werden in der Regel nicht mehr isolierte Ideen untersucht. Vielmehr findet eine kultur- oder sozialwissenschaftliche Einbindung statt. Beispielhaft steht dafür Paul Noltes Untersuchung zum Selbstverständnis und zur Selbstbeschreibung der deutschen Gesellschaft im 20. Jahrhundert, die explizit eine Verknüpfung zwischen Ideen- und Sozialgeschichte darstellen und damit zu einer „Neuen Ideengeschichte“ beitragen soll, indem sie die Entwicklung des soziologischen Begriffs der Gesellschaft in Beziehung zum sozialen Wandel der deutschen Gesellschaft setzt.⁴

Zentrale Beiträge

Nolte, heute einer der prominentesten Vertreter einer „Neuen Ideengeschichte“ in Deutschland, war allerdings nicht der Erste, der eine Verbindung von Sozial- und Ideengeschichte forderte. Diese programmatische Verknüpfung findet sich bereits Anfang des 20. Jahrhunderts im kultursoziologischen Werk Max Webers, das bis heute einen der wichtigsten Impulse für eine sozial- und kulturgeschichtliche Synthese darstellt.

Max Weber stellte seine Studie über die „Protestantische Ethik und den Geist des Kapitalismus“, das den ersten Teil seines umfassenden religionssoziologischen Werkes bildete, unter die leitende Frage, wie „Ideen“ in der Geschichte wirksam werden.⁵ Ideen, die er in einem umfassenden Sinn, als „Weltbilder“,

3 Hans-Ulrich Wehler: Einleitung, in: Eckart Kehr (Hg.): Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1976, S. 1–30, hier: S. 22–26.

4 Paul Nolte: Die Ordnung der deutschen Gesellschaft. Selbstentwurf und Selbstbeschreibung im 20. Jahrhundert, München 2000, S. 21.

5 Max Weber: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Bd. 1, 7. Aufl., Tübingen 1978, S. 82.

verstand, wird hier wirklichkeitsprägende Kraft zugeschrieben, die Einfluss auf die Gestaltung der sozialen und wirtschaftlichen Welt – die Entstehung des Kapitalismus – nehmen können. Ideengeschichte in diesem Sinne bedeutet, die Entstehung und Wirkung von Ideen auf die soziale Welt zu untersuchen. Damit vertrat Weber freilich weder die idealistische Vorstellung einer autonomen Sphäre der Ideen, die sich in der Geschichte realisieren, noch teilte er den Standpunkt des Historischen Materialismus, demzufolge Ideen lediglich eine Funktion der ökonomischen Verhältnisse ihrer Träger bildeten, also ein einfaches Abbild von deren Interessen seien. Vielmehr verweisen Ideen und soziale Lage in vielfältiger Weise aufeinander, und das Weltbild bildet einen Rahmen, innerhalb dessen Akteure aufgrund bestimmter sozial bedingter Interessen handeln:

Interessen (materielle wie ideelle), nicht: Ideen, beherrschen unmittelbar das Handeln der Menschen. Aber: die ‚Weltbilder‘, welche durch ‚Ideen‘ geschaffen wurden, haben sehr oft als Weichensteller die Bahnen bestimmt, in denen die Dynamik der Interessen das Handeln fortbewegte.⁶

Wenn Ideen dem interessengeleiteten Handeln von Akteuren Richtung geben, so werden sie ihrerseits ebenso durch die soziale Lage ihrer Träger beeinflusst:

Welches [die Weltbilder] waren, das gerade ist es nun, was in zum mindesten sehr starkem Maße rein historisch und sozial bestimmt wurde durch die Eigenart, das heißt aber: die äußere, sozial, und die innere, psychologisch bedingte Interessenlage derjenigen Schichten, welche Träger der betreffenden Lebensmethodik in der entscheidenden Zeit ihrer Prägung waren.⁷

Max Weber bildete zwar einen wichtigen theoretischen Bezugspunkt für die Sozialgeschichte, die sich ab den 1960er-Jahren entwickelte, aber seine kultursoziologischen Ansätze fanden dabei kaum Berücksichtigung. Eine ideen- und sozialgeschichtliche Synthese findet sich dagegen implizit bei Thomas Nipperdey, der, durch Weber beeinflusst, eine Verbindung der sozialstrukturellen Analyse mit der Untersuchung der Wahrnehmung und Deutung der eigenen Wirklichkeit – also einer ideellen Perspektive – einfordert, um „das Ganze“ einer geschichtlichen Welt zu erfassen. Dieses „Ganze“ könne man, so Nipperdey, nur in einer synthetischen Perspektive auf Politik, sozialökonomische Strukturen und ihre Deutungen und Erfahrung verstehen.⁸

Dennoch gab es auch im Umfeld der Sozialgeschichte vereinzelte Versuche, kulturelle Phänomene und Ideen mit der sozialgeschichtlichen Analyse zu verbinden, wie ein 1976 veröffentlichter Sammelband mit dem Titel „Das Wilhel-

6 Ebd., S. 252.

7 Ebd., S. 253.

8 Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866–1918, Bd. 2, München 1992, S. 877, 883–887.

minische Bildungsbürgertum. Zur Sozialgeschichte seiner Ideen“ zeigt.⁹ Dieser Band beginnt mit einer Kritik an der fehlenden Verbindung von Geistes- und Kulturgeschichte einerseits, Sozialgeschichte und Soziologie andererseits, die aufgrund der disziplinären Trennung notwendig oberflächliche und unbefriedigende Analysen der deutschen Kulturgeschichte hervorgebracht hätten. Dagegen forderte der Herausgeber zur Untersuchung der bildungsbürgerlichen Kultur des Kaiserreichs „eben nicht [...] eine sozialgeschichtliche Erforschung der Schicht der Gebildeten, [...] sondern [...] eine sozialhistorische Analyse ihrer Ideen.“¹⁰ Für eine solche Untersuchung bildet die sozialhistorische Analyse der sozialen Schicht lediglich den Ausgangspunkt. Ideen, die Sinnstifter und Sinndeutungen der Wirklichkeit darstellen, entstehen in der Verarbeitung der Realität, vermittelt durch subjektive Erfahrungen, und diese Erfahrungen sind geprägt durch den sozioökonomischen Kontext.

Auf diese Traditionen kann sich Paul Nolte stützen, wenn er in neuerer Zeit eine Verbindung von Sozial- und Ideengeschichte im Sinne einer deutschen *Intellectual History* fordert.¹¹ Er fordert darüber hinaus eine Erweiterung des Ideenbegriffs um vorbewusste kollektive Einstellungen – Mentalitäten – sowie, in der Folge des *linguistic turns* und der *Cambridge School* um Quentin Skinner, einen Einbezug der wirklichkeitkonstituierenden Funktion der Sprache. Daraus ergibt sich ein weites Feld möglicher Fragestellungen, die unter dem flexiblen Begriff der Ideengeschichte zusammengefasst werden können, dabei allerdings verbunden bleiben durch die gemeinsame Forderung, Ideen nicht unabhängig von ihren Kontexten zu betrachten und im Verbund mit sozialgeschichtlichen Perspektiven zu untersuchen.

Darin unterscheidet sich eine von Max Weber inspirierte Sozialgeschichte der Ideen von den ebenfalls in diesem Band vorgestellten Ansätzen Pierre Bourdieus und Michel Foucaults, die gelegentlich der Ideengeschichte zugeordnet werden. In der Diskursanalyse steht weniger die Rückbindung an Sozialstrukturen im Vordergrund als die Struktur der Diskurse selbst. Dies zielt auf die Möglichkeitsbedingungen des Denkens und Sprechens, während die Ideengeschichte den Inhalt des Gedachten zum Gegenstand hat. Darüber hinaus betont die Ideengeschichte die Kontinuität von Ideen, während in diskursanalytischer Perspektive der Blick stärker auf Brüche gerichtet ist. Das Habitusmodell Pierre Bourdieus stellt soziale Strukturen und Ideen zwar in Beziehung. Dabei handelt es sich jedoch um verinnerlichtes, implizites Weltwissen, während ideengeschichtliche Ansätze in erster Linie bewusste Ideen sowie deren Gestaltungskraft auf die soziale Welt untersuchen. Eine Sozialgeschichte der Ideen behauptet einen funktionalen, aber keinen mechanischen Zusammenhang zwischen Idee und

9 Klaus Vondung: Einleitung, in: Klaus Vondung (Hg.): Das wilhelminische Bildungsbürgertum. Zur Sozialgeschichte seiner Ideen, Göttingen 1976, S. 5–19.

10 Ebd., S. 9. Hervorhebung im Original.

11 Paul Nolte: Transatlantische Ambivalenzen. Studien zur Sozial- und Ideengeschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts, München/Berlin 2014, S. 391–414.

Struktur und bietet damit einen flexiblen Ansatz zur Untersuchung dieses Verhältnisses.¹²

Leistungen und heutiger Stand

Eine Sozialgeschichte der Ideen bewegt sich auf zwei Ebenen: Zum einen untersucht sie in sozialhistorischer Perspektive den Kontext der Ideen, also die materiellen und soziokulturellen Verhältnisse, in denen diese entstehen. Zum anderen hat sie die Ideen selbst zum Gegenstand, also Weltbilder, die diese Verhältnisse auf verschiedene Weise verarbeiten.¹³ Dafür können Gegenstände auf unterschiedlichen Ebenen untersucht werden, von Selbstbildern und -repräsentationen der gesamten Gesellschaft über gruppenspezifische Kulturen bis hin zu einzelnen politischen oder kulturellen Lehren.

So untersuchte Paul Nolte in seiner Habilitationsschrift die Selbstwahrnehmung und Selbstbeschreibung der Deutschen anhand der theoretischen Entwicklung des Gesellschaftsbegriffs in der deutschen Soziologie des 20. Jahrhunderts. Dies konzipierte er nicht als Theorie- oder Dogmengeschichte, sondern versuchte, den sich wandelnden Gesellschaftsbegriff in Beziehung zum sich verändernden Erfahrungshorizont der Zeitgenossen zu setzen. Dieser war zunächst von der Zerrissenheit der Klassengesellschaft geprägt, später von der Erfahrung des Weltkrieges, der entstehenden Massengesellschaft der 20er-Jahre sowie schließlich von der Orientierung zur „Mitte“ in der Nachkriegszeit – Veränderungen, die sich im wandelnden Gesellschaftsbegriff der Soziologie niederschlugen.¹⁴

Ein Bielefelder Forschungsprojekt untersuchte die Sozialgeschichte des deutschen und europäischen Bürgertums und verknüpfte diese mit kulturgeschichtlichen Fragestellungen, die die Bedeutung der bürgerlichen Idee als kultureller Klammer hervorhoben. Die bürgerliche Kultur mit ihrer Hochachtung gegenüber regelmäßiger Arbeit, einer typischen Neigung zu rationaler und methodischer Lebensführung sowie dem Streben nach autonomer Gestaltung individueller und kollektiver Aufgaben, das in der Stadt seine Verwirklichung suchte, spiegelt einerseits den sozioökonomischen Kontext des Bürgertums wider. Das Bürgertum versuchte, sich über die Verwirklichung dieses Ideals von anderen gesellschaftlichen Gruppen, besonders dem ständisch privilegierten Adel und der ökonomisch negativ privilegierten Arbeiter:innenschaft, abzugrenzen. Andererseits fungierte die bürgerliche Kultur in einer nicht mehr ständisch organisierten

12 Siehe die Beiträge zu Diskursanalyse und Habituskonzept in diesem Band.

13 Zum Begriff des Weltbildes siehe auch: Horst Thomé: Weltbild, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie 12 (2004), Spalte 406–463, hier: Spalte 461.

14 Nolte: Die Ordnung der Gesellschaft.

Gesellschaft als normative Ordnung, die das Bürgertum als soziale Einheit überhaupt erst konstituierte.¹⁵

Einen ähnlichen Ansatz verfolgte schließlich Eva Barlösius in einer Studie über vegetarische Lebensführung um 1900. Dafür untersuchte sie die Idee des Vegetarismus sowie die Sozialstruktur der Anhänger:innenschaft dieser Lehre und zeigte, dass es sich beim Vegetarismus der Jahrhundertwende in erster Linie um eine asketische Weltanschauung handelte. Diese wurde von ihren Anhänger:innen, die überwiegend neuen bürgerlichen Berufen angehörten, genutzt, um durch eine enthaltsame und disziplinierte Lebensführung Anerkennung als Angehörige des Bürgertums zu erhalten. Die sozialhistorische Untersuchung vegetarischer Ideen erschloss hier die gesellschaftliche Funktion der vegetarischen Utopie.¹⁶

Ideengeschichtliche Ansätze bieten auf diese Weise auch Erkenntnismöglichkeiten für eine Geschichte des Körpers beziehungsweise seiner Repräsentationen.¹⁷ Mit gesellschaftlich virulenten Konzepten des Körpers sind Welt- und Menschenbilder verbunden, die den Rahmen bieten, innerhalb dessen der Körper wahrgenommen und gedacht wird. Diese Konzepte oder Ideen bieten einen besonders interessanten Gegenstand der Ideengeschichte, da sie in der Regel nicht als solche wahrgenommen werden. Schließlich erscheint der Körper häufig als „natürlich“, das heißt aber unproblematisch und gerade nicht kulturell geformt. Der Körper geht jedoch nicht in seiner physischen Gestalt auf, sondern stellt ein kulturelles Produkt dar, das durch „als anthropologische Konstanten auftretende Normen und Axiome“ gebildet wird.¹⁸ Eine ideengeschichtliche Untersuchung dieser Normen und Axiome kann daher aufzeigen, wie sich die Vorstellungen in Abhängigkeit von jeweiligen Menschenbildern verändern, und lässt insofern Rückschlüsse auf Welt- und Menschenbilder einer Epoche oder einer spezifischen Gruppe zu.

Bei einer solchen Untersuchung steht nicht die Frage nach der „Wahrheit“ oder Realitätsangemessenheit der Körperkonzepte im Vordergrund, also die Frage, ob die untersuchten Vorstellungen ein „korrektes“ Bild des Körpers darstellen. Ebenso steht auch nicht die Frage nach dem „Eigentlichen“ des Körpers – nach seiner Essenz – zur Debatte. Vielmehr sollen über die Analyse der Konstruktion der Körperbilder Rückschlüsse auf den historischen Kontext ermöglicht werden,

15 Jürgen Kocka: Das europäische Muster und der deutsche Fall, in: Jürgen Kocka (Hg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich, Göttingen 1995, S. 9–75.

16 Eva Barlösius: Naturgemäße Lebensführung. Zur Geschichte der Lebensreform um die Jahrhundertwende, Frankfurt am Main 1997.

17 Maren Lorenz: Leibhaftige Vergangenheit. Einführung in die Körpergeschichte, Tübingen 2000, S. 15–21, 85–92. Lorenz entwirft Perspektiven einer Ideengeschichte des Körpers, ohne freilich den Begriff zu verwenden.

18 Ebd., S. 21.

sodass die Frage in den Vordergrund rückt, welche historischen und sozialen Verhältnisse sich in der Vorstellung des „Natürlichen“ spiegeln.¹⁹

Lassen sich auf hohem Aggregationsniveau gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen aus den Körperideen ableiten, so kann die ideengeschichtliche Analyse auf einer niedrigeren Ebene gruppenspezifische Ideen und Verhältnisse herausarbeiten. Schließlich unterscheiden sich die Lebenswelten verschiedener Gruppen, sodass anzunehmen ist, dass auch die Körperkonzepte, die spezifische Erfahrungen spiegeln, variieren. Auf klassen- beziehungsweise ständespezifische Unterschiede zielte beispielsweise eine Untersuchung Angelika Epples ab, die anhand der unterschiedlichen Körperkonzepte im adligen und bürgerlichen Milieu des späten 18. Jahrhunderts die Unterschiede zwischen bürgerlichen und adligen Kommunikationsmodellen herausarbeitete. Den unterschiedlichen Körpervorstellungen kommt eine paradigmatische Rolle für die Untersuchung zu, denn in der Unmöglichkeit der Kommunikation über den Körper zwischen adligen und bürgerlichen Kommunikationsformen zeigt sich die grundlegende Differenz zwischen adliger und bürgerlicher Kultur auf der Ebene der Sprache.²⁰

Die ideengeschichtliche Untersuchung von Körperkonzepten bietet eine Möglichkeit, diese Konzepte in ihrem historischen Kontext zu verorten und dadurch zu erklären. Gleichzeitig ermöglicht sie die Rekonstruktion von Ordnungsvorstellungen, indem sie aufzeigt, wie das scheinbar „Natürliche“ einer Epoche konzipiert wird. Als Sozialgeschichte von Körperideen stellt dieser Ansatz die Körpervorstellungen zudem in einen konkreten gesellschaftlichen Kontext und ermöglicht so Rückschlüsse auf die unterschiedlichen Erfahrungshorizonte und Lebenswelten verschiedener Gruppen.

Johannes Bosch  <https://orcid.org/0000-0001-7461-5583>

19 Zur Frage nach der Wahrheit in ideengeschichtlichen Untersuchungen siehe: Quentin Skinner: Wahrheit, Überzeugung und Interpretation, in: D. Timothy Goering (Hg.): Ideengeschichte heute. Traditionen und Perspektiven, Bielefeld 2017, S. 55–68.

20 Angelika Epple: Die Sprache und der Körper. Bürgerliche und adlige Körperkonzepte in der Autobiographie Johanna Eleonore Isabella von Wallenrodts (1797), in: Susanna Conze (Hg.): Körper macht Geschichte – Geschichte macht Körper. Körpergeschichte als Sozialgeschichte, Bielefeld 1999, S. 100–118.

Gesellschaftsreform durch Körperbeherrschung

Johannes Bosch 

Einleitung

Körperkonzepte, das heißt Vorstellungen darüber, was ein Körper ist, sind historisch wandelbare Ideen, deren Entwicklung einer ideengeschichtlichen Untersuchung zugänglich ist. In Körperkonzepten spiegeln sich Weltbilder, also Aussagen über die Welt als Ganze, die den Rahmen darstellen, innerhalb dessen der Körper gedacht wird. Daher ermöglicht eine ideengeschichtliche Untersuchung der Körperbilder einer Epoche oder einer sozialen Gruppe Erkenntnisse auch über damit verbundene, über den Körper hinausweisende Vorstellungen der Welt. Weltbilder, das heißt mehr oder weniger konsistente Systeme von grundsätzlichen Aussagen über die Welt, verarbeiten Erfahrungen und bieten Orientierung, indem sie ihren Träger:innen ermöglichen, einen kohärenten Standpunkt zur Welt einzunehmen. Sie wirken schließlich handlungsleitend für Akteur:innen, indem sie eine sinnvolle Interpretation der Welt bieten.¹

Indem Weltbilder der sinnvollen Verarbeitung von Erfahrungen dienen, sind sie an diese Erfahrungen zumindest mittelbar gebunden. Daher lassen sie sich in Beziehung zur sozialen Lage ihrer Träger:innen setzen, denn Erfahrungen und ihre Verarbeitung finden in einem sozial und historisch spezifischen Kontext statt. Eine Untersuchung von Körperkonzepten mit dem Ziel, Erkenntnisse über die diesen Konzepten zugrunde liegenden Weltbilder zu gewinnen, muss den sozialen Kontext, in dem die Konzepte situiert sind, berücksichtigen; sie muss mithin eine sozialgeschichtliche Analyse der Körperkonzepte leisten. Als solche stellt sie eine Sozialgeschichte der Körperideen dar.² Dies soll im Folgenden am Beispiel der Körperkonzepte der sogenannten Lebensreformbewegung, einer bürgerlichen Reformbewegung im Deutschland des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, aufgezeigt werden.

1 Horst Thomé: Weltbild, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie 12 (2004), Spalte 406–463, insb. Spalte 461.

2 Siehe zur Bedeutung der Erfahrung einer sozialgeschichtlichen Untersuchung von Ideen beispielsweise: Edward P. Thompson: Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse, Bd. 1, Frankfurt am Main 1987, S. 7–13.

Quelle und Operationalisierung

Bei der Lebensreformbewegung handelte es sich um ein diffuses Milieu verschiedenster Reformgruppen, die sich im ausgehenden 19. Jahrhundert in Deutschland im bürgerlichen Milieu bildeten. Die Angehörigen dieses Milieus begriffen sich als zusammengehörige Bewegung, obwohl es weder eine gemeinsame organisatorische Basis noch eine eindeutige Trennlinie zu anderen bürgerlichen Reformgruppen gab. Gemeinsam war allen Strömungen der Lebensreform jedoch eine Wahrnehmung der eigenen Gegenwart als Verfallsepoche sowie das Bemühen, durch eine Reform der Lebensführung hin zu einer natürlicheren Lebensweise diesem Verfall entgegenzuwirken. In der Forschung wird traditionell unterschieden zwischen einer engeren oder „eigentlichen“ Lebensreformbewegung, die die Nacktkultur, die Siedlungsbewegung, die Naturheilkunde sowie den Vegetarismus umfasste, und einer weiteren oder „peripheren“ Lebensreform, zu der auch eine große Zahl anderer Reformgruppen wie beispielsweise die Gartenstadtbewegung gerechnet werden konnte.³ Als verbindende Klammer und grundlegende Weltanschauung diente der gesamten Lebensreform der Naturismus, eine vom französischen Philosophen Jean-Jacques Rousseau inspirierte Weltanschauung, die Krankheit und Verfall der gegenwärtigen Gesellschaft auf die Entfernung des Menschen von der Natur zurückführte und in der Parole „Zurück zur Natur!“ ihre zentrale Forderung formulierte.⁴ Innerhalb der Lebensreformbewegung kam dem Vegetarismus vor allem in Hinblick auf die Weltanschauung eine besondere Stellung zu. Zwar waren die organisierten Vegetarier quantitativ zum Beispiel gegenüber der weitaus größeren Naturheilkunde wenig bedeutend, aber vegetarische Ideen wurden in der gesamten Bewegung rezipiert, Vegetarier konnten innerhalb der Lebensreform den Status einer Elite beanspruchen, und der Vegetarismus galt lange Zeit gar als synonym mit der Lebensreformbewegung insgesamt. Daher lässt sich die vegetarische Weltanschauung gewissermaßen als „Brennglas“ der Lebensreformideologie betrachten, das weit verbreitete Vorstellungen in besonders konzentrierter Form bündelte und besonders hohe Ansprüche an die individuelle Lebensführung seiner Anhänger:innen forderte.⁵

Im Folgenden soll ein Aufsatz eines Wortführers dieser Bewegung in einer vegetarischen Zeitschrift untersucht werden, um Erkenntnisse über lebensreformerische Körpervorstellungen und Weltbilder zu gewinnen. Die Vegetarier:innen stellten die Reform des individuellen Körpers ins Zentrum ihrer gesellschaftlichen Reformvorstellungen. Dabei wird zu zeigen sein, wie diese Vorstellung – Gesellschaftsreform durch individuelle Körperreform – keine von historischen

3 Bernd Wedemeyer-Kolwe: *Aufbruch. Die Lebensreform in Deutschland*, Darmstadt 2017, S. 6–12.

4 Karl-Eduard Rothschuh: *Naturheilbewegung, Reformbewegung, Alternativmedizin*, Stuttgart 1983, S. 9–18.

5 Wedemeyer-Kolwe: *Aufbruch* (2017), S. 11 f., 20–24.

und gesellschaftlichen Bedingungen unabhängige Utopie darstellt, sondern der spezifischen bürgerlichen Kultur der Zeit entspringt. Eine solche in der bürgerlichen Kultur beheimatete Idee wäre zu erwarten, denn auch die Sozialstruktur des organisierten Vegetarismus weist auf eine Verwurzelung im bürgerlichen Milieu hin. Der Deutsche Vegetarier Bund, die seit 1892 bestehende Vereinigung aller deutschen Vegetarier:innenorganisationen, wies eine dezidiert bürgerliche soziale Prägung auf. Seine Mitglieder gehörten überwiegend dem Neuen Mittelstand an und übten vor dem Hintergrund der ökonomischen wie gesellschaftlichen Modernisierung aufstrebende Berufe aus. Es fanden sich darunter vor allem untere und mittlere Beamt:innen, Angestellte und Volksschullehrer:innen, die darüber hinaus überwiegend männlich, städtisch und protestantisch geprägt waren, sodass der Vegetarische Bund – wie die gesamte Lebensreform – eine durch eine dezidiert bürgerliche Sozialstruktur geprägte Bewegung darstellte und von der Arbeiter:innenbewegung, in der mit dem Sozialismus eine andere Reformbewegung dominierte, getrennt blieb.⁶

Wenn im Folgenden ein Textausschnitt aus einem programmatischen vegetarischen Artikel in Hinblick auf die darin vertretenen Körpervorstellungen und die Stellung des Körpers in der vegetarischen Utopie analysiert wird, soll es nicht bei einer isolierten Analyse der darin enthaltenen Ideen bleiben. Vielmehr wird zu zeigen sein, inwieweit diese Ideen spezifisch bürgerliche Ideen darstellen, sodass sie bei einem bürgerlichen Publikum auf Resonanz stoßen können.

Fallbeispiel: Gesellschaftsreform durch Körperbeherrschung

Das folgende Quellenbeispiel ist ein Ausschnitt aus einem Artikel des völkischen Nacktkulturaktivisten und Vegetariers Richard Ungewitter (1868–1958). Ungewitter ist einer der bekanntesten Vertreter der Lebensreformbewegung und zeigt in typischer Weise die Verbundenheit des lebensreformerischen Milieus über die Grenzen der Einzelbewegungen hinweg auf. Er begann eigenen Angaben zufolge im Jahr 1900, vegetarisch zu leben, nachdem seine Frau eine schwere Krankheit erlitten hatte und durch eine Ernährungsumstellung gesundet war. Dies stellt einen durchaus typischen Lebensweg prominenter Lebensreformvertreter:innen dar, die häufig anlässlich persönlicher Krankheiten und Schicksalsschläge, die von der traditionellen Medizin nicht behandelt werden konnten, zu lebensreformerischen Lebensweisen gelangten. Neben seiner Mitgliedschaft in verschiedenen Vegetarier:innenvereinen gehörte Ungewitter auch einer Reihe völkischer und antisemitischer Verbände an. Er engagierte sich daher nicht nur im Sinne einer Reform der Ernährung, sondern warb ebenso für die Verbreitung

6 Zur Sozialstruktur des Vegetarismus siehe vor allem Eva Barlösius: *Naturgemäße Lebensführung. Zur Geschichte der Lebensreform um die Jahrhundertwende*, Frankfurt am Main 1997, S. 164–168.

der Nacktkultur sowie für die Gründung von Siedlungen, in denen er seine Reformvorstellungen verwirklicht sehen wollte.⁷

Der Quellenausschnitt ist einem Artikel entnommen, den Ungewitter 1904 in der *Vegetarischen Warte*, der Vereinszeitschrift des Deutschen Vegetarier Bundes, veröffentlichte. Zeitschriften stellten für die Vereine das wichtigste Kommunikationsmittel nach innen wie nach außen dar, und während sich die meisten Artikel mit praktischen Problemen der vegetarischen Ernährung und Lebensführung befassten, behandelten einige Artikel grundsätzliche Fragen der naturistischen Weltanschauung. Der Quellenausschnitt richtete sich in erster Linie an die Mitglieder des Vegetarier:innenvereins selbst, aber auch an deren Umfeld in anderen Reformbewegungen und nahm teil an der Reformdebatte, die in dieser Zeitschrift sowie im weiteren publizistischen Raum der Lebensreformbewegung geführt wurde.⁸

„Es ist schon oft in diesen Blättern [der „Vegetarischen Warte“] dargelegt worden, dass wir unter der Bezeichnung „Vegetarismus“ nicht nur eine fleisch- und blutlose *Ernährung*⁹ verstanden wissen wollen, sondern dass wir auch unsere gesamte Lebensweise dementsprechend zu gestalten haben. Vegetarismus ist die bewusste Erfüllung der *naturgemäßen* Lebensbedingungen, sowohl nach der körperlichen, als auch nach der geistigen und moralischen Seite zu. Der Vegetarismus umschließt den gesamten Menschen in seinem ganzen Fühlen, Denken und Handeln und bildet mithin die Grundlage zur Erziehung zum harmonischen *Vollmenschen*. Selbstverständlich muss und wird als Regel immer die Ernährung unter Ausschluss aller Reiz- und Genussmittel den festen Boden abgeben müssen, um weiter darauf bauen zu können. Je sicherer das Fundament angelegt ist, desto widerstandsfähiger und ausdauernder wird sich der weitere Bau ausführen lassen. Denn hier gilt in vollem Maße der Satz, dass *nur in einem gesunden Körper ein gesunder Geist* wohnen kann. Wiederum wirkt auch der Geist auf den Körper zurück, *der Geist bildet den Körper*.

[...]

Man muss diese fortschreitende Entwicklung am eigenen Körper selbst miterlebt, gefühlt und beobachtet haben, um vom Vegetarismus als *einzig* Grundlage höheren Menschentums felsenfest überzeugt zu sein. Man versteht dann auch das völlig Unnatürliche der *allgemein üblichen* Lebensweise der Kulturmenschen, von denen einer es dem anderen nachmacht, wodurch

7 Uwe Puschner: Mit Vollkornbrot und Nacktheit. Arbeit am völkischen Körper. Gustav Simons und Richard Ungewitter. Lebensreformer und völkische Weltanschauungsagenten, in: Karl Braun/Felix Linzner/John Khairi-Taraki (Hg.): *Avantgarden der Biopolitik. Jugendbewegung, Lebensreform und Strategien biologischer „Aufrüstung“*, Göttingen 2017, S. 77–93.

8 Kai Buchholz: *Lebensreformerisches Zeitschriftenwesen*, in: Kai Buchholz (Hg.): *Die Lebensreform. Entwürfe zur Neugestaltung von Leben und Kunst um 1900*, Darmstadt 2001, S. 45–51, hier: S. 45.

9 Alle Hervorhebungen im Original, Anmerkung des Verfassers.

dieser allgemein *geistlose und energielose* Typus, dieses Gehenlassen im alten Schlendrian, dieses dusehaft benebelte Eintagsleben ohne höheren geistigen Flug und ohne das geringste Streben nach Höherentwicklung geschaffen ist.

[...]

Aus diesem Abwärtsgleiten gibt es nur *ein* wirksames Heilmittel, ein Mittel, welches nicht oben an den Zweigen und Ästen, sondern unten an der Wurzel der alternden, absterbenden Kulturmenschheit ansetzt, und dieses *Verjüngungsmittel* ist der Vegetarismus. Wie die einseitige Geistesverbildung eine Körpervernachlässigung, eine Körpermissachtung, ein wüstes Genuss- und gedankenloses naturwidriges Leben erzeugte, so soll die *naturgemäße Ernährung* wieder einen gesunden Körper und tatkräftigen Geist hervorbringen. Nicht gedankenlose „Herdenmenschen“ wollen wir erziehen, sondern volle, starke *Persönlichkeiten*, die auch ohne Gängelband den rechten Weg, der zur Höhe führt, zu finden wissen.

Hat man durch Selbststudium der Naturwissenschaften, insbesondere der *Entwicklungsgeschichte* erkannt, welchen Platz der Mensch in der Natur auszufüllen hat, so wird man allein das Widersinnige des heutigen Lebens begreifen und durch *Selbstzucht* abzustellen suchen. Da aber *jede* Einschränkung irgendeines unnatürlichen, vorher regelmäßigen Genusses eine *Entlastung des Körpers* bedeutet, so werden dadurch *Kräfte frei*, die nun zur Gesundung des Körpers und auch des Geistes führen. Jede weitere, *allmählich* fortschreitende Gesundung des Körpers durch Ausschaltung schädlicher Reiz- und Genussmittel wirkt durch das sich allmählich verbessernde Blut auch auf das *Gehirn* zurück. Man merkt, wie sich der Geist *langsam erhellt*, wie die vorher vor demselben lagernden Nebel sich teilen und freie Blicke gestatten. Immer mehr sieht man das Verkehrte der früheren Lebensgewohnheiten ein, man findet auch so manches, was noch abzustellen und notwendig zu ändern ist, und man *ändert* es auf Grund des nun immer klarer blickenden Geistes und der immer stärker sich ausbildenden *Willenskraft*. Eins gibt das andere, und ist man erst drin in der „Entwicklung“, erkennt man, dass man nun erst „Mensch“ wird, so geht es mit Riesenschritten vorwärts. Mit dem *Sehendwerden* werden die alten Anschauungen abgestreift, *eine neue Weltanschauung* bildet sich aus, die alles Frühere über den Haufen wirft. Der *erste* Schritt zu höherem Menschentum ist getan. [...].¹⁰

Richard Ungewitters Aufsatz stellt ein typisches Beispiel dar für die pessimistische Gegenwartsdiagnose der Lebensreformbewegung. Darüber hinaus verdeutlicht er ein körperzentriertes Weltbild, das, ausgehend vom Individuum und seinem Körper, über individuelle Veränderungen des Lebensstils eine gesellschaftliche Reform anstrebt. Durch die Betonung des Individuums und des

10 Richard Ungewitter: Der Vegetarismus als Grundlage höheren Menschentums, in: Vegetarische Werte (1904), S. 563–567. Alle Hervorhebungen im Original.

asketischen Charakters der Reform offenbart sich schließlich die bürgerliche Tradition, in der die Lebensreformbewegung steht.

Ausgangspunkt für jede Reformbemühung war die Diagnose der Gegenwart als eine reformbedürftige Epoche. Der Artikel diagnostiziert seine Gegenwart als Epoche einer umfassenden Dekadenz, was zum Beispiel deutlich wird, wenn er sich gegen „das völlig Unnatürliche der *allgemein üblichen* Lebensweise der Kulturmenschen“ richtet. Die gegenwärtige Gesellschaft sei geprägt durch einen „*geistlose[n] und energielose[n]* Typus“ von Menschen. Entsprechend kennzeichnet Ungewitter diese Kultur als ein „Gehenlassen im alten Schlendrian“ und „duselhaft benebelte[s] Eintagsleben“. Es handelt sich, soviel wird an dieser Kritik deutlich, keineswegs nur um einige begrenzte und benennbare Defizite der gegenwärtigen Zeit, sondern um eine grundsätzliche Kulturkritik, die die Kultur insgesamt als dekadent betrachtet. Dies zeigt der allgemeine Angriff auf die „Kulturmenschen“ ebenso wie kurz darauf die Diagnose einer „alternden, absterbenden Kulturmenschheit“. Dabei bleibt die Kritik jedoch nicht stehen: Der Autor bezeichnet die gegenwärtige Gesellschaft nicht nur als eine absterbende, dekadente und verlorene Kultur. Die gegenwärtigen Menschen seien vielmehr nicht einmal in der Lage, diese Dekadenz zu erkennen und „das Widersinnige des heutigen Lebens [zu] begreifen“.

Daher müsse der erste Schritt zu einer Reform dieser „widersinnigen“ Kultur darin bestehen, die Erkenntnis zu fördern, dass es sich um eine grundlegend falsche Lebensweise handle. Schon der Begriff des „Widersinnigen“ legt nahe, dass das Falsche des gegenwärtigen Lebens eigentlich so offensichtlich ist, dass es jedem Menschen in die Augen springen müsste, und entsprechend empfiehlt Ungewitter auch das „Selbststudium der Naturwissenschaften, insbesondere der Entwicklungsgeschichte“, um den wahren Platz des Menschen in der Natur zu erkennen. Damit benennt er den für seine weitere Argumentation grundlegenden Gegensatz zwischen Natur und Kultur: Die Kultur ist demnach dekadent, weil sie nicht der Natur entspricht; sie ist also unnatürlich. Die Lebensreform als Antwort auf die Dekadenz bestehe in der Folge darin, den Platz des Menschen in der Natur zu erkennen und das Leben dementsprechend zu gestalten.

Ausgangspunkt und Schlüssel für diese Reform bildete, so Ungewitter, die Ernährung, der er einen unmittelbaren Einfluss auf den Körper unterstellt. Der Einfluss der Ernährung auf den Körper wirke wiederum auf den Geist zurück, was Ungewitter im Satz ausgedrückt, „nur in einem gesunden Körper [kann] ein gesunder Geist wohnen“. Den Prozess der zunehmenden, Körper und Geist befreienden Wirkung des Vegetarismus beschreibt Ungewitter im letzten Absatz des zitierten Ausschnitts: Entlaste man den Körper von all den Giften, die mit der gegenwärtigen und „unnatürlichen“ Ernährung verbunden seien, so setze man Kräfte frei, die den Körper wie den Geist gesunden ließen. Dadurch verbessere sich das Blut, was wiederum auf das Hirn wirke und den Geist erhellen lasse, ihn also die neue und notwendige Erkenntnis erlangen ließe. Das stärkere Gehirn sehe nicht nur endlich ein, wie falsch die frühere Lebensweise sei, es erhalte

auch noch einen stärkeren Willen, der es ihm ermögliche, die notwendigen Reformen vorzunehmen. Die veränderte Ernährung und Behandlung des Körpers ist nach dieser Auffassung der Hebel, von dem aus eine umfassende Reform des Menschen angestrebt werden kann, wie Ungewitter bereits im ersten Absatz deutlich macht: „Der ‚Vegetarismus‘“ sei schließlich „nicht nur eine fleisch- und blutlose Ernährung“, sondern ziele auf der Basis der Ernährung auf eine Reform des gesamten Menschen, auf „die *bewusste* Erfüllung der *naturgemäßen* Lebensbedingungen“, die den Menschen erst zum gesunden, harmonischen „Vollmenschen“ werden ließen.

Bildete der Körper die Basis und den Hebel der Reform, so war der eigentliche Gegenstand von Ungewitters Argumentation doch der Geist, den er, gemäß der allgegenwärtigen lebensreformerischen Parole „*mens sana in corpore sano*“,¹¹ in enger Verbindung mit dem Körper sah. Der Geist sollte durch die Veränderung der Ernährungsweise zunächst in die Lage versetzt werden, zur richtigen Erkenntnis zu gelangen. Anschließend sollte er eine größere Willenskraft entwickeln, um die bisherige falsche Lebensweise zu überwinden. Dies zielte auf eine Herrschaft des Geistes über den Körper, und damit auf eine asketische Lebensweise, was sich auch am verwendeten Vokabular zeigt. So beschreibt Ungewitter das Ziel der Reform mit Begriffen wie „Willenskraft“ und „Selbstzucht“, asketische Eigenschaften, die sich abgrenzen gegenüber dem gegenwärtigen „Gehelassen“, dem „Schlendrian“ und dem „wüste[n] genuss- und gedankenlose[n] naturwidrige[n] Leben“ der bisherigen Menschen. Ist das Ziel einer disziplinierten und den „naturgemäßen Lebensbedingungen“ entsprechenden Lebensführung erreicht, so sollten daraus „Vollmenschen“ hervorgehen, die sich durch „einen gesunden Körper und tatkräftigen Geist“ auszeichnen und selbstständige, „starke *Persönlichkeiten*“ bilden, im Gegensatz zu den gegenwärtigen „gedankenlosen ‚Herdenmenschen‘“.

Die im Artikel geforderte Lebensreform zielte zwar auf das Individuum, das, ausgehend von einer naturgemäßen Ernährung und der Beherrschung des Körpers, als „gesamt[er] Mensch“, also am Körper wie am Geist, reformiert werden sollte. Dabei blieb die Forderung jedoch nicht stehen. Vielmehr stellte die jeweils individuelle Reform die Grundlage für eine Gesellschaftsreform dar. Schließlich wurde der Vegetarismus als Heilmittel präsentiert gegen einen Kulturverfall, der letztlich die gesamte Menschheit betreffe, und sein letztes Ziel bestand, wie im letzten zitierten Abschnitt deutlich wird, in einer „neuen Weltanschauung“, die schließlich zu „höherem Menschentum“ führen sollte.

Die Diagnose einer dekadenten Epoche gibt eine weit verbreitete Stimmung im wilhelminischen Bürgertum wieder. In den letzten Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg erlebte die deutsche Gesellschaft beispiellose ökonomische, soziale

¹¹ Übersetzung Zitat: Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper. Siehe: Wolfgang Krabbe: Lebensreform/Selbstreform, in: Dierhart Kerbs/Jürgen Reulecke (Hg.): Handbuch der deutschen Reformbewegungen, Wuppertal 1998, S. 73.

und kulturelle Veränderungen. Industrialisierung, Bevölkerungswachstum und Verstädterung mobilisierten die Gesellschaft räumlich wie sozial in einer bisher ungekannten Weise, was zur Auflösung traditioneller Lebenswelten und Sozialstrukturen führte. Damit einher ging eine tiefe Verunsicherung weiter Bevölkerungskreise. Während in der Arbeiter:innenbewegung der Sozialismus die heute wahrscheinlich bekannteste Reaktion auf die mit der Industrialisierung verbundenen Probleme darstellte und eine Antwort auf Orientierungsprobleme gab, indem sie den Klassenkampf zum Ordnungsschema der zerrütteten Welt erklärte, entstanden im bürgerlichen Milieu eine Reihe unterschiedlicher Reaktionen, die von liberaler Fortschrittseuphorie bis zu grundsätzlicher, kulturkritischer Ablehnung der sogenannten Neuen Zeit reichten. Weit verbreitet war eine Stimmung der Dekadenz, die die sozialen Verwerfungen auf moralische, individuelle wie kollektive, Verkommenheit zurückführte und im kulturkritischen Schlagwort des *fin de siècle* eine Bezeichnung fand.¹²

Eine Variante des kulturkritischen Diskurses stellte die Weltanschauung des Naturismus dar, die die ideologische Grundlage der Lebensreformbewegung bildete. Wie der oben zitierte Artikel in beispielhafter Weise zeigt, erklärte die Weltanschauung des Naturismus die Verwerfungen der Moderne und die damit einhergehende vermeintliche Dekadenz als einen durch die Abweichung des Menschen von der Natur verursachten Verfallsprozess. „Kultur“ stellte demnach, wie Ungewitter mit seinen abfälligen Bemerkungen über die „Lebensweise der Kulturmenschen“ oder die „alternde, absterbende Kulturmenschheit“ verdeutlicht, den Gegensatz zum heilen und unverdorbenen Zustand der Natur dar. Entsprechend ließe sich die Dekadenz der Epoche der naturistischen Weltanschauung zufolge aufheben, indem die Menschheit wieder zu einer „naturgemäßen“ Lebensweise, zur „bewussten Erfüllung der naturgemäßen Lebensbedingungen“ zurückkehrte. Der utopische Weg zur geheilten, naturgemäßen Gesellschaft führte demzufolge über das Individuum, und zwar über die je individuelle Reform des eigenen Körpers.¹³

Der Vegetarismus, der dem Einzelnen die konsequenteste Veränderung der Lebensführung abverlangte, beanspruchte innerhalb der Lebensreformbewegung eine Stellung als Elite, die häufig auch von anderen Reformen:innen anerkannt wurde. Es handelte sich durchaus nicht um ein egalitäres und demokratisches Projekt; vielmehr hatte die Reform zum Ziel, in einer utopischen Zukunft eine neue, naturgemäße Elite zu schaffen.¹⁴ Ungewitter selbst nannte an einer späteren Stelle des zitierten Artikels als sein Ziel die „planmäßige Züchtung [...] neuer, durchgeistigter Edelmenschen“. Dafür sollten Siedlungen geschaffen

12 Jürgen Kocka: Das lange 19. Jahrhundert. Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft, Stuttgart 2004, S. 51 ff., 79 f., 152 ff.; Siehe auch: Stefan Bodo Würffel: Einleitung: Epoche–Politik–Kultur, in: Sabine Haupt, (Hg.): Handbuch fin de siècle, Stuttgart 2008, S. 3–5.

13 Krabbe: Lebensreform/Selbstreform (1998), S. 73 ff.

14 Wedemeyer-Kolwe: Aufbruch (2017), S. 45–56; Barlösius: Naturgemäße Lebensführung (1997), S. 222 f.

werden, in denen sich Vegetarier:innen „von reinem germanischen Typus“,¹⁵ abgeschottet von der vermeintlich verdorbenen Kulturwelt, fortpflanzen konnten. Dies verweist auf Verbindungslinien zur völkischen Bewegung, in deren Umfeld sich Ungewitter ebenfalls bewegte. War die Lebensreform auch insgesamt vielfältig und kann daher keineswegs einfach der völkischen Rechten zugerechnet werden, so bot sie doch verschiedene Anknüpfungspunkte an die völkische Bewegung. Mit dieser teilte sie nicht nur den Dekadenzdiskurs, die Befürchtung einer fortschreitenden „Entartung“ der gegenwärtigen Bevölkerung, sondern auch die vehemente Ablehnung der modernen, entfremdeten Massengesellschaft sowie schließlich als gemeinsamen Lösungsansatz die Fixierung auf den (germanischen) Körper. Entsprechend waren völkische Denker:innen ebenso wie völkische Positionen in den Debatten der Lebensreformbewegung ständig präsent, wie nicht zuletzt das Beispiel Richard Ungewitters zeigt, der Angehöriger einer Reihe völkischer Organisationen und gleichzeitig einer der bekanntesten lebensreformerischen Wortführer:innen war.¹⁶

Insgesamt lässt sich die vegetarische Utopie, wie sie in Ungewitters Artikel erscheint, als eine asketische Weltanschauung im Sinne Max Webers interpretieren, die in eine protestantische Tradition gestellt werden kann, denn sie zielte auf eine bewusste Kontrolle des Körpers und der körperlichen Bedürfnisse. Zwar beginnt Ungewitter mit einer Reform des Körpers, doch diese sollte den Geist stärken, der letztlich den Körper beherrschen sollte. Die aktuelle Lebensweise dagegen sei eine triebhafte, unkontrollierte, die, wie er im letzten zitierten Abschnitt schreibt, durch „Selbstzucht“ überwunden werden sollte. Dass die Triebe durch den Geist beherrscht und kontrolliert werden sollten, wird auch an anderen Stellen deutlich, beispielsweise, wenn der Nacktkulturaktivist Ungewitter für seine Siedlungen „Nacktleben bei voller Sittenreinheit“ fordert. Keineswegs stand Ungewitter beim Gedanken an „Nacktleben“ eine freie und ungezügelter Sexualität, wie sie mit der Kommunebewegung der 1970er-Jahre assoziiert wird, im Sinn. Ferner distanzierte er sich von Konsum und Streben nach materiellem Besitz. Der aktuelle „Sinn für Äußerlichkeit“ würde in einer reformierten Welt dem „wahren innere[n] Wert“ weichen.¹⁷ Schließlich sollte die Lebensführung, in Abgrenzung zum „benebelte[n] Eintagsleben“ der gegenwärtigen Kultur, einer systematischen Kontrolle unterworfen und der Mensch der Zukunft zu einer „Persönlichkeit“ erzogen werden.

Daran werden einerseits die protestantische Tradition und andererseits die Nähe zur bürgerlichen Kultur deutlich. Die Hochschätzung der Persönlichkeit war seit der Reformation ein zentrales Element protestantischer Kultur. Selbst-

15 Beide Zitate aus: Ungewitter: Vegetarismus als Grundlage höheren Menschentums (1904), S. 566.

16 Stefan Breuer: Die Völkischen in Deutschland. Kaiserreich und Weimarer Republik, Darmstadt 2008, S. 98–109; Puschner: Ungewitter (2017), S. 80–91.

17 Beide Zitate aus: Ungewitter: Vegetarismus als Grundlage höheren Menschentums (1904), S. 566.

beherrschung und Triebkontrolle waren dafür nötige Voraussetzungen, um eine Systematisierung der Lebensführung von einheitlichen Standpunkten zu ermöglichen. Dies leistete der Vegetarismus in hohem Maße, indem er die Kontrolle und Reform der Lebensführung in asketischer Weise hin zu einer „naturgemäßen Lebensführung“ forderte und somit die „Natürlichkeit“ zum alleinigen Maßstab guter Lebensführung erhob.¹⁸ Die Zentralstellung von Konzepten wie der „Persönlichkeit“ und der „Lebensführung“ korrespondierte auch mit bürgerlichen Vergesellschaftungsformen. Der bürgerlichen Kultur kam für die Vergesellschaftung des Bürgertums eine zentrale Stellung zu, denn ökonomisch ähnlich gestellte Mittelschichten bildeten nicht automatisch ein „Bürgertum“, das sich als zusammengehörige Klasse verstehen kann. Eine tatsächliche bürgerliche Vergesellschaftung benötigt eine anerkannte normative Ordnungsvorstellung, sodass der bürgerlichen Kultur als ideeller Klammer der Mittelklassen konstitutive Bedeutung zukam. Erst die bürgerliche Kultur, die ein auf individuelle Entfaltung und Triebkontrolle gerichtetes Ideal der Lebensführung propagierte, ermöglichte die Entwicklung eines Bürgertums, das sich als zusammengehörige Klasse begreifen konnte.¹⁹

Dem bürgerlichen Charakter der vegetarischen Weltanschauung entsprach die soziale Stellung seiner Träger:innen, wie sie im Deutschen Vegetarier Bund kenntlich wird. Für die überwiegend dem sogenannten Neuen Mittelstand – also einer Reihe von Berufen wie Angestellte, Volksschullehrer:innen und niedrige Beamte:innen, die um die Jahrhundertwende im Aufsteigen begriffen waren – angehörenden Mitglieder erfüllte die asketische vegetarische Weltanschauung die Funktion, für den Status als Angehörige des Bürgertums Anerkennung zu erhalten. Dieser bürgerliche Status war zunächst durchaus umstritten, nicht zuletzt aufgrund der beschränkten materiellen Möglichkeiten zu bürgerlicher Lebensführung. Die vegetarische Lebensführung drückte für diese Gruppen in hohem Maße ihre Fähigkeit zur Triebkontrolle aus. Auch entsprach der individualistische Ansatz, eine gesellschaftliche Reform fern des Staates auf Grundlage der Arbeit am eigenen, individuellen Körper zu betreiben und die Verantwortung damit dem Individuum zuzurechnen, der Kultur und der Lebenswelt des aufsteigenden Bürgertums. Dieses trat nicht – wie die Arbeiter:innenbewegung – in sozialistischer Tradition als kollektiver Akteur auf.²⁰ Vor allem für die häufig dem Bildungsbürgertum entstammenden Wortführer:innen der Lebensreformbewegung, die in besonderem Maße am modernen Verlust verbindlicher sinnstiftender Deutungssysteme im Zuge der Säkularisierung litten, bot der Vegetarismus beziehungsweise die ihm zugrunde liegende naturistische Weltanschauung außerdem eine Möglichkeit, die verlorene Ganzheit der Weltdeutung durch eine

18 Barlösius: *Naturgemäße Lebensführung* (1997), S. 206–208.

19 Rainer Lepsius: *Zur Soziologie des Bürgertums*, in: Jürgen Kocka (Hg.): *Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1987, S. 79–100, hier: S. 81f., 88–91.

20 Barlösius: *Naturgemäße Lebensführung* (1997), S. 166–170.

Art säkularisierten Protestantismus, in dem die Natur die Stellung Gottes als schöpferisches Prinzip einnahm, zu ersetzen.²¹

Fazit

Die sozialgeschichtliche Untersuchung lebensreformerischer Ideen verortet das körperzentrierte Reformprogramm doppelt: historisch in der gesellschaftlichen Umbruchphase der Jahrzehnte vor dem Ersten Weltkrieg und sozialgeschichtlich im bürgerlichen Milieu. Im Sinne des *fin-de-siècle*-Diskurses empfanden die Lebensreformer:innen ihre Zeit als Epoche einer absterbenden Kultur. Dagegen setzten sie ein Reformprogramm, das im Gegensatz zum heute ungleich bekannteren Sozialismus der Arbeiter:innenbewegung an einer Reform des individuellen Körpers ansetzte, um über dessen Veränderung eine gesellschaftliche Reform herbeizuführen. Die dem zugrunde liegende Weltanschauung stellte eine asketische Lehre dar, die mit der Forderung nach Triebkontrolle, nach einer durch Arbeit geprägten, systematisierten Lebensführung und schließlich mit ihrer Hochschätzung der „Persönlichkeit“ protestantische Traditionen aufnahm. In ihrer asketischen und individualistischen Stoßrichtung entsprach sie der bürgerlichen Kultur, und erfüllte damit eine eminent wichtige Funktion für die bürgerliche Vergesellschaftung ihrer Anhänger:innen. Diesem bürgerlichen Charakter der vegetarischen Weltanschauung entsprach die ebenso bürgerliche Sozialstruktur der Anhänger:innen der vegetarischen Lehre. Als Angehörige des sogenannten Neuen Mittelstandes handelte es sich um soziale Aufsteiger:innen, die durch eine besonders asketische Lebensweise Anerkennung als Bürger:innen suchen konnten. Auch entsprach der individualistische, auf die Arbeit am eigenen Körper ausgerichtete Ansatz der bürgerlichen Lebensführung, die das Individuum ins Zentrum stellte, und schließlich bot die naturistische Weltansicht einen möglichen Ausweg aus der „transzendentalen Obdachlosigkeit“²² der bürgerlichen Welt.

Die ideengeschichtliche Untersuchung von Körperbildern zeigt den Zusammenhang zwischen Körperkonzept, Weltbild und dem sozialen Kontext, in dem diese entstehen, auf. Als flexibles Konzept setzt sie keine feste Heuristik voraus, sondern ermöglicht es, die vielfältigen Beziehungen und Wirkzusammenhänge zwischen Sozialstruktur und Ideenwelt zu erfassen.

Das lebensreformerische Weltbild des Naturismus bot mit seiner Erklärung der vermeintlichen Dekadenz als Abweichung von der Natur einen Orientierungsrahmen, der Auskunft gab über die Welt, und bot gleichzeitig mit dem

21 Ulrich Linse: Säkularisierung oder Neue Religiosität? Zur religiösen Situation in Deutschland um 1900, in: *Recherches Germaniques* 27 (1997), S. 117–142.

22 Georg Lukács: *Theorie des Romans*. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik, Berlin 1920, S. 23 f.

Imperativ der Arbeit am eigenen Körper eine Handlungsanweisung. Während die Vorstellung der Lebensreformer:innen darin bestand, den eigenen Körper – und damit die Welt – der *Natur* gemäß zu gestalten, zeigt die sozialgeschichtliche Analyse, dass diese Idee aus einer spezifisch bürgerlichen *Kultur* entstand. Dies entspricht auch der – materiellen wie ideellen – Interessenlage ihrer bürgerlichen Träger:innen.

Paradoxerweise hatten die lebensreformerischen Ideen, die sich gegen die Orientierungslosigkeit der vermeintlich dekadenten Moderne richteten, gerade nicht den Effekt einer Revision der modernen Massengesellschaft. Stattdessen leisteten sie durch die Betonung des Individuums und die Forderung nach asketischer Beherrschung des eigenen Körpers gerade einen Beitrag zur Entfaltung der Moderne, sodass sich in dieser frühen Reformbewegung bereits das Ideal der individuellen Selbstverwirklichung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ankündigte.²³ Dies lag nicht in der Absicht der Lebensreformer:innen und war diesen auch nicht bewusst. Eine ideengeschichtliche Analyse, die die gesellschaftlichen Bedingungen und Folgen der untersuchten Ideen mit einbezieht, vermag jedoch auch solche gesellschaftlichen Folgen aufzeigen, die sich dem Bewusstsein der Akteur:innen und ihrer unmittelbaren Intention entziehen.

Johannes Bosch  <https://orcid.org/0000-0001-7461-5583>

23 Florentine Fritzen: *Gesünder leben. Die Lebensreformbewegung im 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2006, S. 31 ff.

Diskursanalyse

Johannes Bosch 

Entstehungsgeschichte

Der Begriff der „Diskursanalyse“ ist, ebenso wie der „Diskurs“ selbst, so vielfältig, dass sich verschiedene Ansätze darunter versammeln. In den 1950er-Jahren in der amerikanischen Linguistik als Begriff für eine Methode zur formalen Analyse von Texten geprägt,¹ wird die Diskursanalyse heute in erster Linie mit dem Namen des französischen Philosophen Michel Foucault (1926–1984) verknüpft. Angesichts der Vielfalt der aktuellen diskursanalytischen Ansätze konzentriert sich dieser Beitrag auf diejenigen, die sich direkt und indirekt auf Foucault beziehen, da diesen ein prägender Einfluss auf die geschichtswissenschaftlichen Debatten zukommt – insbesondere auf die Körpergeschichte, denn der Körper stand bei Foucault selbst bereits im Zentrum des Interesses.

Die Grundlagen dieser Diskursanalyse liegen in den Arbeiten Michel Foucaults ab den 1960er-Jahren. Nach eigener Auskunft, wie er in seiner Studie „Die Geburt der Klinik“ schrieb, verfolgte Foucault mit der Diskursanalyse das Ziel, der „Ideengeschichte“ zu einer gesicherten Methode zu verhelfen.² Es handelte sich jedoch nicht nur darum, die Methode einer eher konventionell verfahrenen Geschichtswissenschaft zu schärfen und zu verfeinern. Vielmehr drehte Foucault die Fragestellung der Ideengeschichte vollständig um: Während diese traditionell danach fragte, welche Ideen zu welcher Zeit von welchem Autor geäußert werden, zielte Foucaults Erkenntnisinteresse auf die Bedingung der Möglichkeit,³ etwas zu einem gegebenen historischen Zeitpunkt zu sagen. Statt einer Geschichte der geäußerten Ideen zielte Foucault somit auf eine „Geschichte des Sagbaren“, also auf die Frage, welche Äußerungen in einer historischen Epoche überhaupt getätigt werden konnten, und legte so den Fokus auf die Einschränkungen und Verknappungen, die dem Denken und Sprechen einer Gesellschaft auferlegt waren.⁴ Statt einzelner Aussagen analysierte Foucault daher größere Quellenkorpora und befragte diese auf Regelmäßigkeiten und Muster, in denen Aussagen immer wiederkehrten und die den einzelnen Äußerungen einen Raum und eine

1 Zellig S. Harris: Textanalyse, in: Elisabeth Bense, Peter Eisenberg, Hartmut Haberland (Hg.): Beschreibungsmethoden des amerikanischen Strukturalismus, München 1976, S. 261–298.

2 Michel Foucault: Die Geburt der Klinik. Archäologie des ärztlichen Blickes, Frankfurt am Main 1988, S. 206.

3 Historisches Apriori: Archäologie (1969/1995) 183ff; Michel Foucault: Archäologie des Wissens, Frankfurt am Main 1981, S. 183–186.

4 Michel Foucault: Die Ordnung des Diskurses, 13. Aufl., Frankfurt am Main 2014, S. 34 f.

Struktur gaben. Dabei lenkte er den Blick auf Brüche in den Diskursen, während die Ideengeschichte traditionell Kontinuitäten von Ideen über lange Zeiträume hervorhob.

Die Diskursanalyse war dabei von Anfang an verbunden mit einem körpergeschichtlichen Interesse. In der der „Geburt der Klinik“ von 1963, nach Philipp Sarasin das erste diskursanalytische Werk Foucaults, richtet sich der Blick auf Diskurse um Krankheit, Tod und den menschlichen Körper.⁵ Der „Körper“ des Individuums entstand, so Foucault, erst durch die Wandlung des ärztlichen Blickes zwischen der Mitte des 18. und dem Beginn des 19. Jahrhunderts. War der medizinische Diskurs bis ins 18. Jahrhundert durch ein sprachliches, auf das Wesen von Krankheiten im allgemeinen zielendes Wissen gekennzeichnet, für das der einzelne kranke Körper lediglich eine – potentiell irreführende – konkrete Manifestation darstellte, so gelangte der einzelne kranke Körper erst im Zuge der Übernahme der anatomischen Methode der Obduktion um 1800 in den ärztlichen Blick. Dies bildete die Voraussetzung, über den individuellen Körper zu sprechen; der Körper des Individuums wurde daher durch diesen neuen medizinischen Diskurs geschaffen. Auch später, besonders in seinen Arbeiten zur Geschichte der Sexualität, stand der Körper als der Ort, in den sich Diskurse und Disziplinierungstechniken einschreiben, im Zentrum von Foucaults Aufmerksamkeit.⁶

Die feministische Forschung ab den 1980er-Jahren, die die Diskursanalyse breit rezipierte, stellte die Beschäftigung mit dem Körper und deren diskursive Produktion ebenfalls ins Zentrum ihrer Arbeit. So befassten sich gerade die diskursanalytischen feministischen Arbeiten mit der Erkenntnis, dass nicht nur „gender“ – das soziale Geschlecht –, sondern auch „sex“ – das biologische Geschlecht – historisch wandelbare Gegenstände zu sein schienen, dass es sich also keinesfalls um stabile, natürliche und jeder diskursiven Produktion vorgängige Kategorien handelte, sondern um die Produkte spezifischer Diskurse, die die scheinbar „natürlichen“ Geschlechtskörper erst herstellten.⁷

Zentrale Beiträge

Die wichtigste Anregung für die diskursanalytische Theoriebildung stellen die Arbeiten des französischen Philosophen Michel Foucault aus den 1960er- bis 1980er-Jahren dar. Foucault untersuchte im Gegensatz zur traditionellen Ideengeschichte nicht einzelne Ideen bzw. Aussagen, sondern analysierte die Regelmä-

5 Philipp Sarasin: Michel Foucault zur Einführung, 2. Aufl., Hamburg 2006, S. 60, 68 f.

6 Foucault: Geburt der Klinik; Michel Foucault: Sexualität und Wahrheit, 3 Bde., Frankfurt am Main 1977–1986.

7 Eine der bekanntesten, wenn auch nicht der erste Beitrag zu dieser Thematik stellt Judith Butlers Werk Gender Trouble (deutsch: Das Unbehagen der Geschlechter) von 1991 dar, siehe: Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt am Main 1991.

ßigkeiten und Muster, die sich zeigten, wenn man die Anordnung von Aussagen in großen Serien untersuchte. Die Muster, in denen wir unser Wissen organisieren, erscheinen uns so selbstverständlich, dass sie uns nicht als besondere Muster auffallen. Erst ein verfremdender, distanzierter Blick zeigt, dass jedes Wissen in einer historisch kontingenten (d. h. zufälligen) Weise organisiert ist. Um die Kontingenz dieser Struktur zu illustrieren, zitiert Foucault im Vorwort seiner Studie „Die Ordnung der Dinge“ eine fiktive „chinesische Enzyklopädie“, die die bekannten Tierarten in folgender Art gruppiert: „a) Tiere, die dem Kaiser gehören, b) einbalsamierte Tiere, c) gezähmte, d) Milchschweine, e) Sirenen, [...] k) die mit einem ganz feinen Pinsel aus Kamelhaar gezeichnet sind, i) und so weiter, m) die den Wasserkrug zerbrochen haben, n) die von weitem wie Fliegen aussehen.“⁸ Eigenartig und verwirrend sind an dieser Aufzählung nicht die einzelnen Tierarten – denn diese lassen sich, ob sie real existieren oder nicht, denken und benennen – sondern die Aufzählung selbst; die Art und Weise, wie hier Phänomene der Welt geordnet werden.

Der Diskurs ist die Art, wie das Wissen angeordnet und klassifiziert wird. Er besteht aus der Gesamtheit der Aussagen zu einem Bereich – beispielsweise zum Geschlechtersystem – deren Analyse die Regelmäßigkeiten und Regeln zeigt, die den Rahmen für sinnvolle Aussagen darstellen.⁹ Die Summe dieser Aussage-regeln bildet ein *historisches Apriori*, also die historisch je spezifische Bedingung der Möglichkeit, bestimmte Aussagen zu tätigen. Foucault nennt dies auch das Archiv, „das Gesetz dessen, was gesagt werden kann, das System, das das Erscheinen der Aussagen als einzelne Ereignisse beherrscht“.¹⁰

Die Perspektive der Diskursanalyse ist somit derjenigen der klassischen Ideengeschichte entgegengesetzt. Sie fokussiert nicht auf die schöpferische Qualität einer Aussage, sondern im Gegenteil auf die Verknappungen der möglichen Aussagen, auf die Einschränkungen dessen, was in einer historischen Epoche gesagt werden kann. Die Anzahl der sinnvollen Aussagen kann durch verschiedene Prozeduren eingeschränkt werden, so die Prozedur des Verbots oder Tabus – das beispielsweise die Sexualität in der bürgerlichen Gesellschaft betraf –, durch die Grenzziehung zwischen Wahnsinn und Vernunft, die als „wahnsinnig“ gekennzeichnete Aussagen ausschloss, und schließlich durch die Unterscheidung zwischen „wahren“ und „falschen“ Aussagen.¹¹ Als Ergebnis dieser Ausschlüsse werden die möglichen sinnvollen Aussagen verknappt, was Foucault in den Worten ausdrückt: „Der Diskurs ist durch die Differenz zwischen dem konstituiert, was man in einer Epoche korrekt (gemäß den Regeln der Grammatik und der Logik) sagen konnte, und dem, was tatsächlich gesagt wurde“.¹²

8 Michel Foucault: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Frankfurt am Main 1974, S. 17.

9 Foucault: Archäologie, S. 41–44.

10 Ebd., S. 184f., 187.

11 Foucault: Ordnung des Diskurses, S. 11–15.

12 Michel Foucault: Schriften in vier Bänden. Bd. 1, 1954–1969, Frankfurt am Main 2001, S. 874.

Dennoch lassen sich Diskurse nicht als rein negative, bloß einschränkende Strukturen begreifen. Im Gegenteil wirken Diskurse selbst produktiv, und Foucault beschrieb sie als „Praktiken [...], die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen.“¹³ Das bedeutet, dass Diskurse nicht lediglich bereits existente Dinge bezeichnen, sondern ihre Gegenstände durch den Diskurs erst schaffen. So schuf beispielsweise der neue medizinische Diskurs zu Beginn des 19. Jahrhunderts erst den Körper des Individuums, wie Foucault in der bereits zitierten Arbeit zur „Geburt der Klinik“ argumentierte.

An diese Überlegungen – dass Diskurse ihre Gegenstände erst produzieren, diesen also keine „natürliche“, vordiskursive Existenz zukommt – konnte nicht zuletzt die feministische Forschung anknüpfen, die die Entwicklung der Diskursanalyse in körperhistorischer Hinsicht entscheidend vorantrieb. Während in der Geschlechterforschung der 1970er- und 1980er-Jahre der Konsens herrschte, das Geschlecht teile sich auf in eine biologische, „natürliche“ Seite – dem Geschlechtskörper oder „sex“ – der sekundär mit sozialer Bedeutung, dem sozialen Geschlecht bzw. „gender“ aufgeladen werde, stellten diskursanalytische Arbeiten diese Aufteilung zunehmend in Frage und untersuchten, wie auch der sex durch diskursive Praktiken der Wissensproduktion geschaffen wurde. So untersuchte Barbara Duden in ihrer wegweisenden Studie „Geschichte unter der Haut“ von 1987 in Anlehnung an Foucault, wie das Körperbild des 18. Jahrhunderts die Wahrnehmung des eigenen Leibes in gänzlich anderer Art als in unserer Gegenwart strukturierte und das „Geschlecht“ keine dichotome Kategorie darstellte, sondern als gradueller Unterschied konzipiert wurde.¹⁴ In einer ähnlichen Stoßrichtung untersuchte Thomas Laqueur in seiner bezeichnenderweise „Making sex“ (nicht: „gender“) betitelten Studie zur Konzeption des Geschlechts seit der Antike, dass das heute gängige zweigeschlechtliche Modell keineswegs „von Natur aus“ gegeben, sondern ein Produkt des medizinischen und anatomischen Diskurses ab dem 18. Jahrhundert ist.¹⁵

Der wichtigste Beitrag zur feministischen Fortführung der diskursanalytischen Körpergeschichte kommt aber der amerikanischen Philosophin Judith Butler zu. Wie Laqueur stellte sie die gängige Unterteilung in ein biologisches (sex) und soziales Geschlecht (gender) infrage und untersuchte, wie auch der Körper selbst als Ergebnis diskursiver Praktiken erst als „Geschlechtskörper“ hergestellt wird. Der entscheidende Unterschied zu bisherigen Konzepten lag darin, dass sie das Geschlechtersystem als instabil betrachtete: Geschlecht müsse, so Butler, in einem stetigen Prozess durch performative Praktiken hergestellt werden. In Anlehnung an die Sprechakttheorie John L. Austins verstand sie darunter sprachliche Akte, die dadurch, dass sie etwas – beispielsweise einen

¹³ Foucault: Archäologie, S. 74.

¹⁴ Barbara Duden: Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730, Stuttgart 1987.

¹⁵ Thomas Walter Laqueur: Making Sex. Body and Gender from the Greeks to Freud, Cambridge (Mass.) 1992.

Körper – bezeichneten, diesem erst Realität verschafften. Der performative Akt der Bezeichnung der Geschlechtskörper muss jedoch stetig wiederholt werden, wobei die Wiederholung die Möglichkeit der Verschiebung beinhaltet und so ermöglicht, das Geschlechtersystem durch subversive Akte zu verändern – beispielsweise durch die Performanz queerer Identitäten, die das heteronormative Geschlechtermodell in Frage stellen.¹⁶

Diese Thesen brachten Judith Butler erhebliche Kritik auch von feministischen Wissenschaftler:innen ein: Neben dem politischen Einwand, dass durch die Aufgabe einer gemeinsamen Identität der Frau die Handlungsfähigkeit feministischer Kritik unterlaufen werde, wurde Butler in theoretischer Hinsicht vor allem vorgeworfen, den Körper völlig im Diskurs, d.h. in der Sprache, aufzuheben und so die Existenz körperlicher Materie, des Fleisches, zu vernachlässigen, sodass nicht mehr nach leiblichen Erfahrungen gefragt werden könne.¹⁷ Butler antwortete auf diese Kritik mit ihrem zweiten Buch *Körper von Gewicht*, in dem sie die „Materie“ des Körpers ins Zentrum ihrer Überlegungen stellte. Zwar existiere eine stoffliche Materie der Körper, aber ein vordiskursiver Zugriff darauf sei nicht möglich. Stattdessen untersucht Butler die Materialisierung diskursiver Normen infolge performativer Praktiken, die sich in den Geschlechtskörpern sedimentierten.¹⁸

Leistungen und heutiger Stand

Die Diskursanalyse ist mittlerweile eine etablierte Strömung innerhalb der Geschichtswissenschaft, wie die Vielzahl von diskursanalytischen Arbeiten zeigt, die in den letzten Jahren auch und besonders zur Körpergeschichte publiziert wurden. Dabei besteht Uneinigkeit über den konkreten methodologischen Status. Während Philipp Sarasin die Diskursanalyse eher als eine theoretische oder epistemologische „Haltung“ denn als Methode versteht,¹⁹ hat der Frühneuzeit-historiker Achim Landwehr eine konkrete Anleitung entworfen, wie historische Diskurse untersucht werden können. Er schlägt vor, zunächst einen Korpus zu bilden, in dem eine größere Menge an Texten gesammelt wird, die auf diskursive Strukturen untersucht werden können. Anschließend muss der historische Kontext dieses Korpus untersucht werden, wobei zumindest der situative Kontext des Diskurses, die Medialität des Materials, der institutionelle Rahmen sowie

16 Butler: Das Unbehagen der Geschlechter.

17 Beispielhaft etwa Barbara Duden: Die Frau ohne Unterleib. Zu Judith Butler Entkörperung, in: *Feministische Studien* 11/2 (1993), S. 24–33.

18 Judith Butler: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Berlin 1995, S. 13–17, 24–40.

19 Philipp Sarasin: *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*, Frankfurt am Main 2003, S. 8; Auch: Ders.: *Diskursanalyse*, in: Marianne Sommer/Staffan Müller-Wille/Carsten Reinhardt (Hg.): *Handbuch Wissenschaftsgeschichte*, Stuttgart 2017, S. 45–54, hier: S. 46.

der historische Kontext betrachtet werden müssen. Bei der folgenden Analyse der Texte unterscheidet Landwehr zwischen einer Makro- und anschließenden Mikroanalyse: Während bei ersterer zunächst die grobe Struktur und wiederkehrende Muster der Texte ermittelt werden, um die Makrostruktur des Diskurses herauszufiltern, stehen in der anschließenden Mikroanalyse einzelne Texte und Aussagen im Zentrum, die auf ihre sprachlichen, topischen und rhetorischen Eigenheiten untersucht werden.²⁰

Inhaltlich hat die Diskursanalyse der Körpergeschichte eine Vielzahl an neuen Gegenständen eröffnet, wie die Frage nach der diskursiven Produktion des (modernen) Körpers, der Entstehung des zweigeschlechtlichen Modells sowie der Strukturierung und historischen Wandelbarkeit von Körperwahrnehmungen. So hat Philipp Sarasin mit seiner Habilitationsschrift „Reizbare Maschinen“ ein zentrales Diktum Foucaults – nämlich die These, Diskurse produzierten ihre Gegenstände selbst – aufgegriffen und empirisch nachverfolgt. Er ging der Frage nach, wie der Satz „Ich habe einen Körper“ historisch entstehen konnte, der nicht so banal ist, wie er auf den ersten Blick erscheint. Keineswegs überhistorisch, setzt diese Aussage die Existenz eines individuellen „Körpers des Subjektes“ voraus, der, wie Sarasin zeigt, erst im hygienischen Diskurs des langen 19. Jahrhunderts entstand. In der Hygiene, die ursprünglich weit gefasst war und das Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt zu regeln trachtete, entwickelte sich ein Diskurs, der durch die „Sorge um sich“ die Individualität und damit den individuellen Körper erzeugte. Der hygienische Körperdiskurs organisierte sich um die vitalistische Reiztheorie, deren Ursprung im 18. Jahrhundert liegt: Der Körper wurde als reizbare Maschine betrachtet, d.h. als ein Organismus, der durch Reize aus der Umgebung kontrollierbar war. Dies bereitete den Weg zu disziplinierenden Körpertechniken, denn die Individuen waren dadurch gehalten, sich ständig um den eigenen Körper zu kümmern. Dies stellte einen zentralen Beitrag zur Entwicklung der modernen bürgerlichen Individualität dar.²¹ In ähnlicher Tradition, aber mit einem thematisch und zeitlich engeren Zugriff untersuchte Maren Möhring den Körperdiskurs der Nacktkultur-Bewegung der 1920er-Jahre, der entscheidend zur Durchsetzung moderner Körpernormen beitrug. Dieser Diskurs führte zur Normalisierung des „natürlichen Körpers“, d.h. er machte die Natur zur verbindlichen Norm, was zum Anspruch führte, sich durch „natürliche“ Techniken wie Gymnastik einen solchen natürlichen Körper zu erarbeiten. Orientierte sich das natürliche Ideal an den Formen, die die antike griechische Skulptur vorgab, so wurde der Körper in funktioneller Hinsicht in der Tradition des medizinisch-hygienischen Diskurses als eine „natürliche Maschine“ gedeutet, die in den Begriffen der Naturwissenschaft beschrieben und

20 Achim Landwehr: *Historische Diskursanalyse*, 2. Aufl. Frankfurt am Main/New York 2009, S. 101–126.

21 Philipp Sarasin: *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914*, Frankfurt am Main 2001.

kontrolliert werden kann. Dies bereitete Körpertechniken den Weg, durch die der Körper zunehmend rational beherrscht werden konnte, wodurch die Nacktkultur-Bewegung die Entwicklung einer modernen Körperkultur begünstigte.²²

Ein zweiter Bereich diskursanalytischer Forschung beschäftigt sich, angeregt nicht zuletzt durch die Thesen Judith Butlers, mit der Entstehung der Zweigeschlechtlichkeit und der heteronormativen Geschlechterordnung. Thomas Beckers Studie „Mann und Weib – schwarz und weiß“ zur wissenschaftlichen Konstruktion von Geschlecht und Rasse seit dem 17. Jahrhundert beispielsweise verknüpft die Untersuchung zweier Differenzkategorien und zeigt, wie die diskursive Konstruktion sowohl des Geschlechts als auch der „Rasse“, zuerst in den intellektuellen Zirkeln der Salons und später in der naturwissenschaftlichen Debatte, aufeinander aufbauen und verweisen.²³ In einer Längsschnittstudie zu Konzepten der Geschlechterordnung in der europäischen Kultur seit der Antike verfolgt Erika Nussberger die philosophischen und wissenschaftlichen Debatten, die sich um das Konzept des „Hermaphroditen“ drehen. Mit diesem Begriff, so Nussberger, versuchte die europäische Justiz über Jahrhunderte hinweg, Uneindeutigkeiten der Geschlechtszuweisung begrifflich zu fassen und so beherrschbar zu machen. Trotz der Kontinuität des Begriffs seit der Spätantike wurden darin jedoch, wie Nussberger zeigt, völlig unterschiedliche Konzepte der Geschlechtlichkeit aufgehoben, so dass sich mitnichten von einer ahistorischen, quasi natürlichen Existenz des „Hermaphroditismus“ ausgehen lässt.²⁴

Ein dritter Strang diskursanalytischer Arbeiten untersucht schließlich, wie Diskurse die somatische Wahrnehmung des Körpers strukturieren – also einen Bereich, der dem Alltagsverständnis zufolge gerade unmittelbar erfahrbar und somit jedem Diskurs vorgängig ist. Schon Barbara Duden las in ihrer bereits erwähnten Dissertation „Geschichte unter der Haut“ ihre Quellen in Hinblick auf die Frage, wie das damals gängige Körperkonzept, die Humoralpathologie, die Beobachtung des eigenen Körpers und die Wahrnehmung körperlicher Prozesse strukturierte.²⁵ In einer Reihe von Arbeiten untersuchte Emily Martin den Zusammenhang zwischen der gynäkologischen Lehre vom weiblichen Körper und der Körperwahrnehmung von Frauen, womit sie zeigen konnte, dass die sich verändernden medizinischen Körperkonzepte Auswirkungen auf die somatische Erfahrung von Frauen haben.²⁶ Zuletzt zeichnete Patrick Kury die Geschichte der Konzepte „Stress“ und „Burn out“ nach. Diese entwickelten sich aus der Neur-

22 Maren Möhring: *Marmorleiber. Körperbilder in der deutschen Nacktkultur (1890–1930)*, Köln/Weimar/u. a. 2004.

23 Thomas Becker: *Mann und Weib – schwarz und weiß. Die wissenschaftliche Konstruktion von Geschlecht und Rasse 1650–1900*, Frankfurt 2005.

24 Erika Nussberger: *Zwischen Tabu und Skandal. Hermaphroditen von der Antike bis heute*, Wien/Köln/u. a. 2014.

25 Duden: *Geschichte unter der Haut*.

26 Zum Beispiel: Emily Martin: *Die Frau im Körper. Weibliches Bewusstsein, Gynäkologie und die Reproduktion des Lebens*, Frankfurt 1989; Dies: *Flexible Bodies. Tracking Immunity in American Culture – From the Days of Polio to the Age of AIDS*, Boston 1994.

asthenie-Debatte des späten 19. Jahrhunderts, also der Sorge um eine durch die überreizte Moderne hervorgerufenen Nervenkrankheit, und fand im ursprünglich physikalisch-technischen Begriff des „Stresses“ ein Konzept, mit dem vielfältige somatische wie psychische Leidenserfahrungen artikuliert werden konnten. Ergänzt wurde dieses Stresskonzept schließlich ab den 1970er-Jahren noch um den Begriff des „Burn out“. Mit beiden Konzepten ließen sich, so Kury, individuelle Wahrnehmungen vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Anforderungen deuten und artikulieren.²⁷

Johannes Bosch  <https://orcid.org/0000-0001-7461-5583>

²⁷ Patrick Kury: Der überforderte Mensch. Eine Wissensgeschichte vom Stress zum Burnout, Frankfurt am Main 2012.

Alles nur Fleischwunden?

Deutsche Soldaten im Zweiten Weltkrieg, Kriegsverletzungen und der Versuch einer Diskursanalyse

Kathrin Kiefer

Einleitung

Die historische Diskursanalyse fragt danach, was zu einem bestimmten Zeitpunkt sagbar und was unsagbar war. Anhand der Wechselbeziehung „zwischen Text und Material auf der einen Seite und Kontext auf der anderen Seite“¹ werden regelmäßig auftretende Muster des Sagbaren untersucht, um auch die Grenzen eruiieren zu können, die „dem Denken und Sprechen einer Gesellschaft auferlegt waren“.²

Im Folgenden wird der Umgang deutscher Soldaten mit Kriegsverletzungen am eigenen Körper im Zweiten Weltkrieg tentativ beleuchtet. Der Nationalsozialismus propagierte im Zuge seiner Vorstellung einer germanischen Herrenrasse das Bild eines „vollkommene[n] und krisenfeste[n] Körper[s], der als Sinnbild für Schönheit, Gesundheit und Reinheit fungierte.“³ Gleichzeitig wurden unzählige Soldaten durch die Kriegshandlungen verwundet und verstümmelt. Wie gingen Soldaten, die mit dem Bild des gesunden, starken und kämpferischen Idealkörpers konfrontiert wurden und nun der konträren Kriegerscheinung von zahllosen versehrten, „verdreckten und sterbenden Soldaten“⁴ ausgesetzt waren, mit Kriegsverletzungen am eigenen Körper um? Wie wurde über die Versehrtheit des eigenen Körpers gesprochen, wo lagen die Grenzen des Sagbaren?

Da eine „Abgleichung von empfundener [soldatischer] Körperlichkeit und diskursiv vermittelter Körperlichkeit“⁵ neue Perspektiven der Wirksamkeit der NS-Propaganda ermöglichen kann, wird gemäß einem diskursgeschichtlichen Zugriff nach Achim Landwehr zunächst der situative, mediale sowie institutionelle Kontext der Quellen erläutert. Danach folgt die Makroanalyse des Feldpost-

1 Achim Landwehr: Historische Diskursanalyse, Frankfurt am Main 2018, S. 102.

2 Siehe dazu den Beitrag von Johannes Bosch zur Diskursanalyse in diesem Band.

3 Paula Diehl: Körperbilder und Körperpraxen im Nationalsozialismus, in: Dies. (Hg.): Körper im Nationalsozialismus. Bilder und Praxen, München 2006, S. 9–30, hier: S. 16.

4 Dagmar Ellerbrock: Zur Übersterblichkeit „arischer“ Männerkörper: Körperkonzepte in Transition, in: Diehl, Körper, S. 281–305, hier: S. 290.

5 Ebd., S. 283.

wechsels einer Soldatenfamilie, bevor ein einzelner Brief im Hinblick auf die bis dahin gewonnenen Aussagen mikroanalytisch beleuchtet wird.

Quelle und Operationalisierung

Im Laufe des Zweiten Weltkriegs wurden etwa 30 bis 40 Milliarden Feldpostsendungen verschickt. Zwar können Feldpostbriefe nicht uneingeschränkt als „Spiegel innerer Befindlichkeit“⁶ gelesen werden – einerseits aufgrund der 1938 juristisch fixierten Zensurbestimmungen, andererseits aufgrund der Selbstzensur der Schreiber, die mitunter aus Gründen des Selbstschutzes und des Schutzbedürfnisses der Familie individuell bedeutsame Themen aussparten.⁷ Als einzige prüfbare Form der direkten Kommunikation zwischen Soldaten und ihren Familien bilden sie jedoch in besonderem Maße ab, was vor dem Hintergrund des propagierten Körperideals und den eigenen Kriegsverletzungen eigentlich sagbar und was unsagbar war, weshalb sich eine Analyse von Feldpostbriefen für die vorliegende Fragestellung anbietet.

Die Familie Westphal aus der Nähe Hamburgs schrieb zwischen Januar 1940 und April 1945 zahlreiche Feldpostbriefe, von denen im Jahr 2010 rund 450 Briefe in einer über 300-seitigen Edition von den beiden jüngsten Söhnen Dirck und Jürgen veröffentlicht wurden. Bei der Analyse kann die äußere Form folglich nur bedingt Rückschlüsse auf die Relevanz von Aussagen zulassen, da die Briefe nur in editierter Form und nicht im Original vorliegen.

Die Familie, die eine eigene Firma mit weltweitem Teehandel betrieb, bestand zu Kriegsausbruch aus der Mutter Margarethe, ihren vier leiblichen Söhnen sowie einem Adoptivsohn; der Vater verstarb bereits 1936. In der editorischen Notiz der Briefsammlung reflektierten die beiden Herausgeber, dass ihrer Erinnerung zufolge zwar in ihrer Familie „niemand begeistert für den Krieg“⁸ war, bemerken aber, dass „[a]uch wir in unserer Familie [nicht] erkannten [...], wie

6 Elke Scherstjanoi: Als Quelle nicht überfordern! Zu Besonderheiten und Grenzen der wissenschaftlichen Nutzung von Feldpostbriefen in der (Zeit-)Geschichte, in: Veit Didczuneit (Hg.): Schreiben im Krieg, Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege, Essen 2011, S. 117–125, hier: S. 121.

7 Detlef Vogel: „... aber man muß halt gehn, und wenn es in den Tod ist“. Kleine Leute und der deutsche Kriegsalltag im Spiegel von Feldpostbriefen, in: Detlef Vogel/Wolfram Wette (Hg.): Andere Helme – andere Menschen? Heimaterfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich, (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte – Neue Folge, Bd. 2), Essen 1995, S. 37–57, hier: S. 37 f; Martin Humburg: „Jedes Wort ist falsch und wahr – das ist das Wesen des Worts.“ Vom Schreiben und Schweigen in der Feldpost, in: Didczuneit: Schreiben im Krieg, S. 75–85, hier: S. 82.

8 Vorwort, in: Dirck Westphal/Jürgen Westphal (Hg.): Feldpostbriefe im 2. Weltkrieg. Briefwechsel von Grete Westphal und ihren 5 Söhnen im Krieg, Norderstedt 2010, S. 14.

unser Denken und Gewissen in diese Radikalisierung [des Nationalsozialismus] hineingezogen wurden“.⁹

Das Konvolut der Familie Westphal eignet sich aufgrund der mehrfachen Verwundungen und den damit einhergehenden langfristigen Lazarettaufenthalten der beiden Söhne Geert und Henning, um erste Aussagen zu aggregieren, die von Soldaten zum Thema Kriegsversehrtheit getätigt wurden. So wurde Geert (*1921) 1943 in Russland durch einen Raketenwerfer („Stalinorgel“) am Unterarm verwundet. Nachdem er wenig später wieder einsatzfähig war, wurde er bei einem Angriff durch mehrere Splitter verletzt und kam erneut ins Lazarett. Nach seiner Genesung wurde er wieder in Russland eingesetzt. Als er nach einem Panzerangriff am 20. Juli 1944 einen verwundeten Kameraden retten wollte,¹⁰ wurde er von russischen Soldaten erschossen. Sein jüngerer Bruder Henning (*1922) wurde kurz nach Beginn seiner Soldatenlaufbahn durch einige Splitter von einer Holzmine am Unterarm verletzt und verbrachte allein bis Oktober 1942 150 Tage in einem Lazarett.¹¹ Einige Monate später wurde er im Osten durch einen Durchschuss versehrt, der seinen Hals, die Schulter, den Arm sowie seinen Rücken traf. Im Herbst 1944 kam er zurück zu seiner alten Kompanie, wurde aber im November erneut durch Granatsplitter, Steck- und Streifsplitter sowie einen Durchschuss am Unterkörper verwundet, sodass er die Zeit bis Kriegsende im Lazarett verbrachte. Die Briefe von Geert und Henning scheinen als Quellen besonders geeignet, da neben ihren zahlreichen Verwundungen im Hinblick auf ihr Alter davon ausgegangen werden kann, dass beide Soldaten bereits in ihrer Kindheit der nationalsozialistischen Propaganda ausgesetzt waren. Daher kann ein großes Spannungsverhältnis zwischen propagiertem Körperbild und eigener Körpererfahrung angenommen werden.

Im Folgenden werden einige Feldpostbriefe, die Geert und Henning Westphal während des Krieges verfassten, makroanalytisch untersucht, um die Aussagen – also die „regelmäßig auftauchende[n] und funktionstragende[n] Bestandteile [...], die einen Diskurs formen“¹² – zu filtern. Welche Haltungen nahmen die Soldaten im Diskurs um den Körper ein? Auf welche Weise vermittelten sie ihren Familienmitgliedern Informationen über ihre Verwundungen? Welche – für uns heute denkbaren – Aspekte wurden im Sprechen über Kriegsverletzungen verschwiegen?¹³ Da eine Makroanalyse jedoch nur auf erste Anhaltspunkte verweisen und „nicht abschließend sein“ kann,¹⁴ wird im Anschluss anhand eines einzelnen Feldpostbriefes mikroanalytisch untersucht, inwiefern sich die bei der stichprobenartigen Makroanalyse gefundenen Aussagen auch bei einer

9 Ebd., S. 8.

10 So zumindest die Darstellung des verwundeten Soldaten, der überlebte, vgl. aus dem Brief des verwundeten Soldaten via Hauptmann Matthias an Grethe, 01.09.1944, in: Ebd., S. 257.

11 Vgl. Henning an zu Hause, 01.10.1942, in: Ebd., S. 111.

12 Landwehr: Historische Diskursanalyse, S. 107.

13 Vgl. hierzu auch ebd., S. 110 ff.

14 Ebd., S. 112.

ausführlichen Untersuchung halten lassen. Welche semantischen, stilistischen, rhetorischen Auffälligkeiten weist die Quelle auf? Welche Argumentationsmuster wurden verfolgt, welche Emotionen schwebten mit, welche Zusammenhänge wurden hergestellt?¹⁵

Hierfür wurde ein Brief ausgewählt, in dem Geert seine Mutter über die Verwundung, die er sich im Dezember 1943 zugezogen hatte, informierte.¹⁶ Dieser Brief eignet sich dabei in erster Linie aufgrund des geringen zeitlichen Abstands zwischen der Verwundung und der Mitteilung über diese für eine Mikroanalyse, da so möglichst unmittelbar der soldatische Umgang mit Kriegsverletzungen erfasst werden kann, zumal die weitere Entwicklung der Verwundung sowie der (potentielle) Heilungsprozess zu diesem Zeitpunkt noch ungewiss waren.

Fallbeispiel: Der Umgang des Soldaten Geert Westphal mit Kriegsverletzungen

„Wie Du siehst, bin ich in Riga im Lazarett. Da brauchst Du aber gar keinen Schreck zu bekommen, denn es ist halb so schlimm. Am 21.12., als wir einen russischen Bunker ausräucherten, schmiss ein so dämlicher Iwan eine Handgranate vor meine Füße. Bevor ich noch ganz hinter der Grabenecke Deckung nehmen konnte, kreperte diese schon und dabei bekam ich einige Splitter ab. Es sind aber alles nur Fleischwunden, die in 3–4 Wochen bestimmt schon wieder vergessen sind. Die Splitter haben sich wie folgt an meiner linken Seite verteilt: 2 am linken Oberschenkel, 2 im linken Oberarm, und einer im linken Schulterblatt. Da weder Knochen noch Sehnen verletzt sind, ist die Sache für mich ganz besonders gut ausgelaufen.

Zuerst bemerkte ich auch nur ein leichtes Brennen und bin die 2 km bis zu unserer Stellung zurück gelaufen, als wäre mir nichts passiert. Ich wollte auch bei meiner Kompanie bleiben und nicht fort. Wegen der Tetanusspritze musste ich ja notgedrungen zum Truppenverbandsplatz bei unserem Bataillon. Da half mir all mein Sträuben nichts, der Arzt sagte, ich müsse zunächst zum Hauptverbandsplatz und könnte dann die Wunden beim Tross ausheilen lassen. Ich schickte deshalb meine Sachen mit dem Essensfahrzeug zum Kompanietross zurück und fuhr mit dem Sanitätswagen zum Hauptverbandsplatz [sic!] Dort kamen wir gleich mit fünf in den Operationsraum und einer nach dem Anderen wurde da unters Messer genommen. Noch leicht benommen von der Narkose hörte ich,

¹⁵ Vgl. hierzu auch ebd., S. 114–123.

¹⁶ Siehe (auch im Folgenden) Geert an Grethe, 27.12.1943, in: Westphal/Westphal, S. 204 f.

wie der Chirurg sagte: der muss liegend weiter. Da half kein Widerspruch, und außerdem war ich noch gar nicht dazu aufgelegt, etwas dagegen zu sagen. Nicht etwa wegen Schmerzen, die verspürte ich kaum, sondern durch die Narkose. Da eine halbe Stunde später schon ein Transport zur nächsten Bahnstation fort ging, bekam ich außer dem, was ich am Leibe trug, gar nichts mit. Na, besser wäre es, ich hätte die notwendigsten Dinge mit bekommen, aber das ist ja nicht die Hauptsache.

Am Bahnhof kamen wir am 22.12. morgens zunächst in die Krankensammelstelle. Am 23. wurden wir dann nachmittags in einen behelfsmäßigen Lazarettzug verladen und fuhren dort abends fort. In Idritza hatte der Zug morgens am 24.12. sein Ziel erreicht. Hier wurden wir während der anderen Hälfte der Nacht in einen anderen behelfsmäßigen Lazarettzug verladen. Bis dahin hatte man uns im alten Zug auf ein Abstellgleis gefahren. Um Mitternacht ging dann die Reise über Rositten und Kreuzburg nach Riga, wo wir am 26. morgens früh eintrafen. Nach der Entlassung und Verbandswechsel fanden wir uns in weißen Betten in dem ausgezeichneten, ehemaligen Universitätskrankenhaus von Riga wieder.

Zum Glück darf ich auch aufstehen und auf der Station herum laufen. So lässt es sich ganz gut aushalten. ... Hoffentlich habt Ihr das Weihnachtsfest recht schön gefeiert. ... Für heute seid alle recht herzlich begrüßt von Eurem Geert.“¹⁷

Unterzieht man einige arbiträr ausgewählte Feldpostbriefe, die Henning und Geert während ihrer Einsätze als Soldaten verfassten, einer groben makroanalytischen Untersuchung, fallen in Bezug auf das Sprechen über Verwundungen vor allem zwei dominierende Aussagen auf:

Erstens: Soldaten skizzierten den Zustand ihres verwundeten Körpers, ohne den Lesenden eine präzise bildliche Vorstellung über das Ausmaß der Verletzung zu ermöglichen. So konturierten sie etwa das äußere Erscheinungsbild der Wunde, ohne die Wunde hinsichtlich ihrer Größe, Tiefe, ihrer exakten Stelle am Körper oder beispielsweise der Ausflussmenge des Eiters zu präzisieren („Splitter im linken Unterarm. ...Alle Knochen sind heil“;¹⁸ „[...] dass die kleine Wunde am linken Arm zusehends heilt“;¹⁹ „gestern [...] lief die Soße [= Eiter]“²⁰). Die Familienangehörigen sollten zwar über den Gesundheitszustand informiert werden, sich diesen aber nicht bildlich ausmalen können, etwa um nicht mitleiden

17 Geert an Grethe, 27.12.1943, in: Ebd., S. 204 f.

18 Henning an zu Hause, 08.07.1942, in: Ebd., S. 95.

19 Geert an Grethe, 03.06.1942, in: Ebd., S. 165.

20 Henning an zu Hause, 08.01.1943, in: Ebd., S. 124. Ähnlich auch z.B. Geert an Henning, 15.02.1944, in: Ebd., S. 220 f.

zu müssen. Das Bedürfnis der Soldaten, die Familie mit der Konfrontation ihrer Verwundung nicht zu sehr zu belasten, schien wichtiger als das Bedürfnis, über das tatsächliche Ausmaß der Verletzung zu berichten. Außerdem thematisierten Soldaten kaum die persönlichen Beeinträchtigungen, die ihnen bei natürlichen Alltagsprozessen wie etwa der Essenaufnahme oder in Sachen Hygiene durch die Verletzung entstanden und aufgrund derer sie auf die Hilfe Dritter angewiesen waren. Die Dysfunktionalität des Körpers im Alltag darzustellen gehörte offensichtlich zu dem, was als Soldat unsagbar war.

Zweitens: Soldaten relativierten das Ausmaß ihrer Verwundungen zu dem Zeitpunkt, als die Verletzung sich noch in einem akuten Zustand befand. Sie beteuerten in den Briefen bisweilen superlativisch ihren physischen wie psychischen Zustand („Mir geht es aber wirklich ausgezeichnet“²¹) sowie den Heilungsprozess, sofern dieser komplikationslos verlief („Die Wunden heilen fabelhaft“²²). Mitunter verharmlosten sie ihre Verletzungen („es ist wirklich nicht so schlimm“²³). Berichte darüber, wie es zu einer Verwundung gekommen war, wurden in einem sehr nüchternen Sprachstil, nahezu in einer Berichtform abgefasst. Gleichzeitig verzichteten sie in Briefen, in denen sie über eine (neue) Verwundung informierten, darauf zu erzählen, dass sie Schmerzen hatten, oder betonten, überhaupt keine bzw. kaum Schmerzen zu haben („Schmerzen habe ich fast gar nicht gehabt und spüre jetzt eigentlich fast gar nichts mehr davon“²⁴). Eine Erwähnung von Schmerzen findet sich überwiegend in Briefen, die mit größerem zeitlichen Abstand nach der Verwundung verfasst wurden. Die Soldaten räumten erst später sukzessive ein, dass ihre Schmerzen sich gebessert hatten, wodurch erst im Nachhinein klar wurde, dass sie offensichtlich schon seit längerem unter Schmerzen litten. Ein Beispiel: Als Henning im November 1944 verwundet wurde, informierte er zunächst nur über die Art der Verwundung. Eine Erwähnung vom Ausmaß der Schmerzen findet sich nicht. Erst einige Wochen später, nachdem die Ärzte weitere Splitter entdeckt hatten und Henning operiert werden musste, gab er zu, dass es „[s]o schlimm [...] bisher noch nie“ gewesen sei. Auf Nachfrage seiner Mutter erklärte er schließlich mehrere Wochen nach der Verwundung – in seinem seit der Verwundung elften Brief –, welche Körperteile alle in Mitleidenschaft gezogen worden waren, bis er sieben Wochen nach der Verwundung sogar schrieb, dass nun „[d]ie Folterung [...] ein Ende“ habe.²⁵

21 Henning an Grethe, 11.12.1944, in: Ebd., S. 283; ähnlich auch z. B. Henning an Geert, 29.12.1943, in: Ebd., S. 205; Henning an Grethe, 07.05.1944, in: Ebd., S. 240; Henning an zu Hause, 24.02.1944, in: Ebd., S. 223.

22 Henning an Grethe, 11.12.1944, in: Ebd., S. 283; ähnlich auch z. B. Henning an Grethe, 21.12.1943, in: Ebd., S. 204; Henning an Geert, 29.12.1943, in: Ebd., S. 205; Geert an Grethe, 14.01.1944, in: Ebd., S. 212.

23 Henning an Grethe, 24.11.1943, in: Ebd., S. 196; ähnlich auch z. B. Henning an Geert, 17.01.1943, in: Ebd., S. 129; Geert an Henning, 14.01.1944, in: Ebd., S. 213; Henning an zu Hause, 09.07.1942, in: Ebd., S. 95; Geert an Grethe, 27.12.1943, in: Ebd., S. 204.

24 Geert an Jürgen, 20.05.1943, in: Ebd., S. 162.

25 Vgl. Briefe von Henning an Grethe zwischen 28.11.1944 und 12.01.1945, in: Ebd., S. 279–303.

Ausführliche Beschreibungen, welche Körperteile verletzt worden waren, gewährten die Soldaten häufig erst auf Nachfrage.²⁶ Die Familienangehörigen sollten sich durch die Beteuerung des Wohlbefindens, durch die Verharmlosung der Verletzungen und durch das Verschweigen bzw. nur schrittweise Eingestehen von Schmerzen nicht sorgen. Dies verdeutlicht auch die Quantität des Begriffs „Sorge“,²⁷ den die Soldaten in ihren Briefen auch immer wieder explizit benannten („um mich brauchst Du Dich ganz bestimmt nicht sorgen“).²⁸ Schmerzen einzugestehen gehörte offenbar ebenfalls zu dem, was als Soldat unsagbar war.

Inwiefern sich diese beiden Aussagen in einer eingehenden Analyse bestätigen, zurückweisen oder ausdifferenzieren lassen, wird anhand eines Briefes überprüft, in dem Geert Westphal seine Mutter über seine zweite Verwundung informierte.²⁹ Der Brief wurde am 27.12.1943 und somit sechs Tage nach der eigentlichen Verwundung verfasst. Er lässt sich insgesamt in vier Sinnabschnitte³⁰ gliedern, die auch die vorliegende Mikroanalyse strukturieren sollen und die in der oben abgedruckten Quelle markiert sind.

Geert begann seinen Brief mit der Information über seinen aktuellen Aufenthaltsort in einem Rigaer Lazarett aufgrund einer vorangegangenen Verletzung, die er sich im Zuge einer militärischen Operation gegen russische Soldaten zugezogen hatte. Gleich im zweiten Satz versuchte er seiner Mutter den ersten Schock zu nehmen, indem er die Verwundung als „halb so schlimm“ verharmloste. Als er erklärte, dass die Verwundung durch eine explodierte Handgranate eines russischen Soldaten entstanden sei, bediente er sich – verglichen mit seinem gewöhnlich eher gehobenen Schreibstil – einer auffallend saloppen Redeweise („schmiss“, „ein so dämlicher Iwan“, „krepierete“), was einen betont unbekümmerten Eindruck suggeriert und offenbar zur Verharmlosung beitragen sollte. Nahezu rechtfertigend erläuterte er, er habe gar nicht mehr rechtzeitig reagieren und sich vor der Explosion Schutz suchen können, was die Verwundung zur Folge hatte. Augenfällig ist die Verwendung von militärischem Fachjargon (Ausräuchern eines Bunkers, „Handgranate“, „Grabenecke“, „Deckung nehmen“), die vom Aufgreifen propagierter Feindbilder („dämlicher Iwan“) flankiert wird. Er

26 So erklärte Henning beispielsweise auf Nachfrage hin, an welchen Körperteilen er durch welche Waffen verletzt worden war, vgl. Henning an zu Hause, 04.12.1943, in: Ebd., S. 199 („Ich weiß, dass Mutti das immer sehr genau wissen will und hoffe, dass ihr das genügt“); ähnlich auch Henning an Grethe, 31.12.1944, in: Ebd., S. 296.

27 Siehe hierzu auch Landwehr: Historische Diskursanalyse, S. 112, der vorschlägt, dass auch „eine quantifizierende Vorgehensweise möglich [ist], die [...] einen Eindruck vermittelt, welche Worte wie häufig vorkommen“.

28 Geert an Grethe, 14.01.1944, in: Westphal/Westphal, S. 212; ähnlich auch Henning an zu Hause, 04.12.1943, in: Ebd., S. 199; Henning an Grethe, 05.02.1944, in: Ebd., S. 218.

29 Siehe (auch im Folgenden) Geert an Grethe, 27.12.1943, in: Ebd., S. 204 f.

30 Eine Begrüßung am Anfang des Briefes findet sich in der Edition nicht. Da aber keiner der edierten Briefe eine Begrüßung oder Anrede enthält, wird davon ausgegangen, dass dies der redaktionellen Arbeit der Herausgeber geschuldet ist. Daher wird der fehlenden Anrede in der Analyse keine Bedeutung beigemessen.

neut bagatellierte er die Verletzungen, indem er bekräftigte, es seien „aber alles nur Fleischwunden“, die in wenigen Wochen „vergessen“ seien und ihn somit nicht langfristig beeinträchtigen würden. Die verletzten Körperteile, die von der Explosion betroffen waren, listete er ganz pragmatisch auf, ohne näher darauf einzugehen, welche Verletzung etwa die schlimmste oder schmerzhafteste war und welche Wunde die meiste körperliche Beeinträchtigung für ihn persönlich verursachte. Sachlogisch argumentierte er, dass die militärische Operation („die Sache“) für ihn „ganz besonders gut ausgelaufen“ sei, da „weder Knochen noch Sehnen verletzt sind“, ohne allerdings zu referenzieren, für wen „die Sache“ weniger gut ausgegangen war. Dadurch blieb eine präzise Vorstellung darüber offen, wie gravierend die Unternehmung eigentlich war und welche Folgen sie für Geerts Einheit hatte. Der erste Abschnitt des Briefes trug folglich die primäre Funktion, die Mutter angesichts der Verwundung zu beruhigen. Sekundär schien Geert auch eine gewisse Rechtfertigungsstrategie zu verfolgen, überhaupt verwundet worden zu sein.

Im Anschluss beschrieb Geert das Geschehen unmittelbar nach der Explosion der Handgranate bis zu seinem Abtransport nach einer operativen Versorgung der Verwundung. Er beteuerte erneut auf verharmlosende Weise, „nur ein leichtes Brennen“ gespürt zu haben, „als wäre nichts passiert“, weshalb er vom Ziel des Einsatzes zunächst zur Stellung zurücklief. Als Grund, weshalb er nicht sofort zum Truppenverbandsplatz, sondern zur Stellung zurückkehrte, führte er seine Einheit an, bei der er bleiben wollte. Die folgenden Ausführungen, wie Geert erst zum Truppenverbandsplatz und von hier zum Hauptverbandsplatz kam, dort operiert und schließlich entschieden wurde, dass er ins Lazarett müsse und nicht wieder zu seiner Einheit zurückkönnen, werden dominiert von apologetischen Äußerungen, die seine medizinische Versorgung als Verpflichtung darstellten, gegen die er sich mehrfach (vergeblich) aufzulehnen versuchte („notgedrungen“, „Da half mir all mein Sträuben nichts“, „Da half kein Widerspruch“). Seine versuchte Gegenwehr gegen die ärztlichen Anordnungen begründete er allerdings nicht sachlogisch – etwa durch das Anführen seines Wohlbefindens oder der Nichtigkeit der Verletzungen. Durch die fehlende Kausalität in dieser Argumentation wird ersichtlich, dass seine Gesundheit oder die schnelle Heilung seiner Wunden offenbar nicht im Zentrum seines persönlichen Interesses standen. Deutet man diesen Eindruck in Verbindung mit seinem weiter oben getätigten Bedürfnis, bei seiner Kompanie zu bleiben, scheinen Kameradschaft und Solidarität der Relevanz des eigenen Körpers übergeordnet gewesen zu sein. Darüber hinaus fällt Geerts wiederholte Betonung auf, kaum Schmerzen gehabt zu haben, womit er mutmaßlich wiederholt die Beruhigung der Mutter bezweckte. Insgesamt ist der Abschnitt geprägt von einem nüchtern und sachlich anmutenden Schreibstil, der an die Form eines Berichts erinnert. Im Vordergrund scheint die Rechtfertigung zu stehen, aufgrund der ärztlichen Entscheidungen nicht bei der Kompanie bleiben zu können.

Der nüchterne und sachliche Berichtstil findet in der Beschreibung Geerts über den Krankentransport von der Krankensammelstelle bis zum Lazarett in Riga seinen Höhepunkt. Der Textabschnitt ist frei von Erwähnungen über das eigene physische wie psychische Befinden. Auffallend sind Begriffe, die auf die kriegsspezifische Situation verweisen, infolge derer ein vermutlich nur wenig angenehmer Transport möglich war („behelfsmäßig“, „Abstellgleis“, „wurden wir [...] verladen“), sowie die gehäufte Nennung von Orten („Idritza“, „Rositta“, „Kreuzburg“, „Riga“) und Zeitangaben („morgens“, „nachmittags“, „um Mitternacht“). Durch diese Orientierungspunkte wird eine weitere Funktion des Feldpostbriefes deutlich, der – wie die Historikerin Angela Schwarz konstatierte – überdies eine „Klärungsfunktion“ besaß, d. h. Feldpostbriefe dienten im Allgemeinen mitunter dazu, „in der schriftlichen Fixierung der eigenen Gedanken zu vielfältigen Themen im Verlauf der Korrespondenz Klarheit über Fragen [zu] gewinnen, die den Einzelnen bedrängen mochten.“³¹ Indem Geert detailliert den Ablauf bis zu seiner Ankunft im Krankenhaus dokumentierte, strukturierte er die Stationen auch noch mal für sich selbst. Betrachtet man den zweiten und dritten Sinnabschnitt gemeinsam, fällt zudem auf, dass Geert bei der Darstellung seines Weges von der Verwundung bis zu seinem aktuellen Aufenthaltsort im Lazarett die Stationen genau nachzeichnete, die das Kriegssanitätswesen im Zweiten Weltkrieg bei der Versorgung von Verwundeten vorsah. Von Station zu Station entfernte er sich immer weiter vom Gefechtsgebiet bzw. von seiner Kompanie (vom Truppenverbandsplatz zum Hauptverbandsplatz hin zur Krankensammelstelle und von dort aus ins Lazarett³²). Die explizite Benennung der einzelnen Stationen lässt erneut die Schlussfolgerung zu, dass es Geert ein großes Bedürfnis war, bei seiner Kompanie bleiben zu können.

Zum Abschluss des Briefes erläuterte Geert den aktuellen Stand seines Befindens. Dass er sich im Krankenhaus den ärztlichen Anordnungen fügte, wird an der Formulierung „aufstehen und herumlaufen dürfen“ anstelle von „können“ manifest, was den Schluss nahelegt, dass er seinen Gesundheitszustand akzeptierte und auf sein körperliches Wohl achtete. Er schloss mit einem kurzen Bezug auf Weihnachten und einer klassischen Grußformel, wobei hier auffällig ist, dass Letzteres auch an seine zuhause befindlichen jüngeren Brüder („habt Ihr“, „seid alle“) adressiert ist, während er am Briefanfang hervorhob, explizit seine Mutter brauche angesichts seiner Verwundung keinen Schrecken zu bekommen („Du“).

31 Vgl. hierzu auch Angela Schwarz: „... whenever I feel depressed I dash off a page or two of scribble“. Briefe in die Heimat als Überlebensstrategie britischer Soldaten im Zweiten Weltkrieg, in: Veit Didczuneit (Hg.): Schreiben im Krieg, Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkrieg, Essen 2011, S. 209–218, hier: S. 214. Schwarz konstatiert die Funktion von Feldpostbriefen zwar am Beispiel britischer Briefe; diese können allerdings auch auf die deutsche Feldpost übertragen werden.

32 Vgl. z. B. Abbildung 2 in Sebastian Schiel/Ralf Vollmuth: Die palliativmedizinische Versorgung schwerstverwundeter und sterbender Soldaten in den frontnahen Sanitätseinrichtungen der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg, in: Wehrmedizinische Monatsschrift 61/21 (2017), S. 292–299, hier: S. 294.

Im Gesamtbild bestätigen sich die beiden Aussagen, die im Zuge der Makroanalyse herausgearbeitet wurden: Sowohl eine extensive Beschreibung des Soldatenkörpers als auch die Benennung von Schmerzen gehörten zu dem, was – zumindest im Fall der beiden Soldaten Geert und Henning Westphal – im Diskurs über Körper während des Zweiten Weltkriegs nicht bzw. kaum sagbar war. Die Mikroanalyse im Falle von Geerts Feldpostbrief zeigt zudem zwei weitere Aspekte auf: Zum einen wird deutlich, dass Geert dem Wert der Kameradschaft eine große Bedeutung beimaß, die er bisweilen wichtiger als seine eigene Gesundheit nahm. Zum anderen hatten Soldaten das propagierte Körperideal scheinbar so sehr internalisiert, dass eine im Einsatz erlittene Verwundung und somit ein „beschädigter“ Körper ein Legitimationsmuster erforderlich machten.

Fazit

Der Nationalsozialismus propagierte ein ästhetisiertes Körperbild, das sich durch Gesundheit, Disziplin, Ertüchtigung und Vollkommenheit auszeichnete. Zudem definierte er Männlichkeit über das Ideal des furchtlosen, tapferen und harten Soldaten, der keine Gefühle wie Angst oder gar Schmerzen eingestand.³³ Angesichts der Kriegswirklichkeit waren viele Männer mit Beginn des Zweiten Weltkriegs nun herausgefordert, „individuelle Körperentwürfe und idealisierte Propagandakörper in Übereinstimmung zu bringen“, zumal wenn sie bereits frühzeitig Verwundungen erlitten hatten.³⁴ Wie die Analyse gezeigt hat, wurden im Falle der Brüder Westphal vorwiegend Rechtfertigungsstrategien eingesetzt, um die Divergenz zwischen Körperideal und Körpererfahrung zu kompensieren.

Natürlich kann der vorliegende Aufsatz nur erste Hinweise für eine systematischere Betrachtung des Umgangs von Soldaten mit Verwundungen liefern. In diesem Sinne handelt es sich noch nicht um eine erschöpfende Diskursanalyse, aber um eine Probebohrung, die das Vorgehen und die Funktion der Methode exemplarisch verdeutlicht.

Gerade ein diskursanalytischer Zugriff auf das Thema kann aber Perspektiven für weiterführende Studien eröffnen: Gemäß der Auffassung Landwehrs, sich bei der Bildung des Quellenkorpus nicht „ausschließlich auf eine bestimmte Institution, eine bestimmte Personengruppe [...] zu konzentrieren“,³⁵ stellt gerade die Feldpost eine vielversprechende Quellengattung zur Untersuchung von Wirklichkeiten dar. Da die Feldpost die einzige Möglichkeit zur Kontaktaufnahme während des Krieges war, stammen viele Briefe auch „aus den schreibun-

33 Siehe z.B. Klaus Latzel: *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis – Kriegserfahrung 1939–1945*, Paderborn/München/u. a. 1998, S. 312, 315.

34 Ellerbrock: *Übersterblichkeit*, S. 290.

35 Landwehr: *Historische Diskursanalyse*, S. 98.

kundigeren Schichten“,³⁶ wodurch Aussagen breiter Bevölkerungsteile vertreten sind. Gleichzeitig birgt der unterschiedliche soziale Hintergrund der Autoren auch eine große Herausforderung für diskursanalytische Arbeiten, da dieser sich in den Briefen niederschlägt und eine Analyse der „Gleichförmigkeit von immer wieder ähnlich Gesagtem oder Geschriebenem“³⁷ erschwert, die wiederum zentral für die Korpusbildung ist. Auch das Herausarbeiten von Aussagen ist bei der Analyse von Feldpostbriefen zeitweise recht komplex, da immer zwischen den Aussagen differenziert werden muss, die ein Soldat aus Gründen der staatlichen Zensur, aus Gründen seiner persönlichen Überzeugung oder aus Gründen des Schutzes seiner Familie tätigte.

Zugleich würde es für eine breiter angelegte Studie gelten, auch die propagandistischen Erzeugnisse des NS-Regimes in Bezug auf Körper- bzw. Soldatenbilder als Quellen einzubeziehen, damit die Wechselbeziehung zwischen „äußerem Ideal und internalisiertem Körperkonzept“³⁸ stärker berücksichtigt wird und nicht nur – wie letztlich im vorliegenden Beitrag – der historischen Kontextualisierung von Aussagen dient. Dadurch könnte auch „die potenzielle Widerständigkeit des Körpers“³⁹ ermittelt werden, etwa wenn Aussagen getroffen wurden, die mit dem vermittelten Idealbild brechen – beispielsweise durch das unverblühte Eingeständnis von Schmerzen oder den Ausdruck von Erleichterung angesichts einer Verwundung, durch die ein Kampfeinsatz verhindert wurde.

Letztlich bietet sich – trotz aller quellenbedingten Herausforderungen – eine diskursanalytische Untersuchung von Feldpostbriefen durchaus an, um zu erforschen, was die deutsche Bevölkerung während des Nationalsozialismus in Bezug auf das Körperbild „als Wissen und Wirklichkeit akzeptiert[e]“. ⁴⁰ Um Aussagen über die Wirkungsmacht eines politischen Systems bzw. des nationalsozialistischen Propagandaapparates treffen zu können, müsste jedoch auch ein längerer Zeitraum untersucht werden – oder beispielsweise ein Vergleich zwischen den beiden Weltkriegen gezogen werden – um feststellen zu können, wie sich das Sagbare und das Unsagbare in Gesellschaften zu bestimmten Zeiten verändert haben.

36 Martin Humburg: *Das Gesicht des Krieges. Feldpostbriefe von Wehrmachtssoldaten aus der Sowjetunion 1941–1944*, Opladen/Wiesbaden 1998, S. 18. Auch Elke Scherstjanoi plädiert dafür, dass sich die Feldpostforschung mehr für diskursanalytische Zugriffe öffnet, vgl. Scherstjanoi: *Feldpostbriefe in der (Zeit-) Geschichte*, S. 124.

37 Landwehr: *Historische Diskursanalyse*, S. 99.

38 Ellerbrock: *Übersterblichkeit*, S. 283.

39 Ebd., S. 283.

40 Landwehr: *Historische Diskursanalyse*, S. 89.

Habitus und Herrschaft

Jakob Fesenbeckh 

Entstehungsgeschichte

Der Habitus bezeichnet in den Sozialwissenschaften die erlernten Fähigkeiten und Anlagen, die in sozialen Interaktionen ein den Normen angemessenes Verhalten ermöglichen, ohne dass die Akteur:innen dieses bewusst steuern. Es gab im 20. Jahrhundert verschiedene Sozialwissenschaftler:innen, vor allem Soziologen und Philosophen, die diesen Begriff geprägt haben. Als die beiden wichtigsten sind zweifellos Norbert Elias und Pierre Bourdieu zu nennen. In diesem Artikel möchte ich mich auf den Habitus-Begriff des französischen Soziologen Pierre Bourdieu beschränken, weil sich mit Bourdieus Begriffen in besonders klarer Weise die symbolische und physische Durchdringung und Formung menschlicher Körper durch Herrschaftsverhältnisse untersuchen lässt. Mit der durch Bourdieu geprägten Kategorie des Habitus lässt sich die Stabilität gesellschaftlicher Normensysteme und Machtverhältnisse erklären: Indem soziale Rollenverständnisse und Hierarchien dem Körper durch Sozialisation eingeschrieben werden, erhalten diese eine größere Beharrungskraft, als wenn sie nur durch nackte Repression oder durch Ideologie aufrechterhalten würden. Für die sozialgeschichtliche Forschung hat der Habitus-Begriff aus diesem Grund einen großen heuristischen Wert.

Bourdieu verwendet zur Benennung des körperlichen Ausdrucks des Habitus, der sich in der Gestik, in Körperhaltungen und in der Körpersprache einer Person manifestiert, den Unterbegriff der Hexis. Dieser Beitrag soll also den Nutzen von Bourdieus Begriffen Habitus und Hexis für die historische Erforschung des körperlichen Ausdrucks und der körperlichen Durchsetzung von Ungleichheit und sozialer Dominanz herausarbeiten.

Die Entstehung des Bourdieu'schen Habitus-Begriffs ist nur vor dem Hintergrund sozialwissenschaftlicher Debatten in Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg zu verstehen. Bourdieus Ansatz ist zunächst als eine Kritik an den Methoden des Strukturalismus zu verstehen, der vor allem seit dem Wirken von Claude Lévi-Strauss die französische Ethnologie und Soziologie seit den 1950er-Jahren bestimmt hat. Vereinfacht gesagt geht der Strukturalismus davon aus, dass das Tun von Akteur:innen durch Strukturen, also gesellschaftliche Beziehungskonstellationen, bestimmt ist, die sich als ein System beschreiben lassen. Ziel der strukturalistischen Untersuchung ist die Offenlegung der systembildenden Regeln. So hat Claude Lévi-Strauss etwa die Praxis des Brauttausches in archaischen Gesellschaften untersucht und ein System impliziter Heiratsregeln rekonstru-

iert, das gegenseitige Verpflichtungen zwischen sozialen Gemeinschaften schafft und somit sozialen Zusammenhalt stiftet.¹ Soziales Handeln wird so aus dem Systemzusammenhang erklärt. Bourdieu stellte, ausgehend von ethnologischen Untersuchungen, die er selbst am Ende der 1950er-Jahre in der Kabylei in Algerien geführt hat, fest, dass die Heiratspraktiken der Kabylen nicht von mechanischer Regelmäßigkeit bestimmt sind, wie dies eine strukturalistische Sichtweise nahelegen würde. Vielmehr ließen diese Handlungsspielräume und interessegeleitete Strategien der Familienclans erkennen.² Der Strukturalismus reduziere als „Objektivismus“³ die Alltagspraxis auf ein Modell und verkenne damit deren spezifische Logik, so Bourdieus Kritik. Gleichzeitig wies Bourdieu eine Position zurück, die er „subjektivistisch“ nennt. Diese reduziere die Erklärung von sozialem Handeln auf die Kategorien und Entscheidungen der Akteur:innen und lasse dabei die Bedeutung sozial strukturierender Zusammenhänge außer Acht. Im Rahmen einer Methodik, die er „praxeologisch“ nannte, wollte Bourdieu diese beiden Erkenntnisweisen zusammenbringen – diejenige, die das Handeln durch strukturelle Zusammenhänge, und diejenige, die es durch Kategorien und Handlungsstrategien der Akteur:innen erklärt.⁴ Der Habitus stellt nun für Bourdieu den Begriff dar, mit dem er zum Ausdruck bringt, dass die handlungsleitenden Anlagen der Akteur:innen durch strukturelle Zusammenhänge bestimmt sind. Er ist das im Körper durch Sozialisation angelegte Wissen, das es den Menschen ermöglicht, ihre Lebensumstände zu meistern.

Zentrale Beiträge

Bourdieu entwickelte seinen Habitus- und Hexis-Begriff in verschiedenen Werken im Laufe seiner intellektuellen Wirkungszeit. Im Folgenden werde ich diese vor allem im Rückgriff auf zwei seiner Studien, nämlich den „Entwurf einer Theorie der Praxis“ (1976) und „Die feinen Unterschiede“ (1982), erklären. Denn hier lässt sich sein Zugriff auf den körperlichen Ausdruck und die körperliche Durchsetzung von Herrschaftsverhältnissen, die in den Sozialstrukturen verankert sind, am klarsten herausarbeiten.

In „Entwurf einer Theorie der Praxis“ beschreibt Bourdieu den Habitus als die Verinnerlichung der „eine [...] Klasse charakterisierenden Existenzbedingungen“

1 Claude Lévi-Strauss: Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft, Frankfurt am Main 1981. Stephan Moebius/Lothar Peter: Strukturalismus, in: Gerhard Fröhlich/Boike Rehbein (Hg.): Bourdieu Handbuch. Leben-Werk-Wirkung. Sonderausgabe, Stuttgart 2014, S. 22.

2 Pierre Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft, Frankfurt am Main 1976, S. 74–94. Stephan Moebius/Lothar Peter: Strukturalismus, S. 24.

3 Bourdieu, Entwurf einer Theorie, S. 149.

4 Loïc J. D. Wacquant: Auf dem Wege zu einer Sozialpraxeologie. Struktur und Logik der Soziologie Pierre Bourdieus, in: Pierre Bourdieu/Loïc J. D. Wacquant (Hg.): Reflexive Anthropologie, Frankfurt am Main 1996, S. 25ff., 29.

und ein „System dauerhafter Dispositionen“.⁵ Dispositionen bedeutet hier „Anlagen“, also die Fähigkeiten, auf die die Menschen zurückgreifen können, um ihre Lebensumstände zu meistern – wie etwa das Beherrschen sozialer Konventionen und kultureller Techniken. Der Habitus, der „wie eine Handlungs-, Wahrnehmungs- und Denkmatrix funktioniert“,⁶ stellt ein implizites Wissenssystem dar, das auf das soziale Schicksal und die „objektiven Chancen“⁷ von sozialen Gruppen zugeschnitten ist: das bedeutet auf die Lebens- und Gestaltungsperspektiven sowie die Erfahrungen, die Individuen als Angehörige sozialer Klassen oder Gruppen teilen.⁸ Die Dispositionen werden also ausgehend von bestimmten Positionen in der Gesellschaft, beispielsweise ausgehend von Klassen-, Stände- oder Geschlechterzugehörigkeit, erlernt.

Anschaulich verdeutlichte Bourdieu diesen Zusammenhang im Hinblick auf die Struktur der kabyllischen Geschlechterordnung während der späten 1950er-Jahre, die er im Zuge seiner ethnologischen Studien untersucht hat. Bourdieu spricht hier, um das Verhältnis zwischen Männern und Frauen zu charakterisieren, von einer „sexuellen Arbeitsteilung“, die sich in einer „antagonistische[n] Komplementarität“ ausdrücke.⁹ Damit meint er, dass Männer und Frauen in der traditionellen kabyllischen Gesellschaft entgegengesetzte soziale Aufgaben zugewiesen bekommen und diese Arbeitsteilung durch eine Kosmologie gerechtfertigt wird, die das Männliche und das Weibliche als entgegengesetzte Prinzipien darstellt. Diese strukturelle Beziehung zwischen Männern und Frauen setzt sich durch das alltägliche Handeln durch. So sind Räume und Tätigkeitsbereiche streng dichotomisch aufgeteilt: die Frau vollführt die Arbeiten des Hauses, der Mann die Tätigkeiten, die im Freien und in der Öffentlichkeit stattfinden.¹⁰ Diese Arbeitsteilung schlägt sich im jeweiligen Weltbezug der Geschlechter nieder. Hierzu schreibt Bourdieu:

„[...] so ist auch die Hexis der wirklich gewordene, zur permanenten Disposition gewordene *einverleibte* Mythos, die dauerhafte Art und Weise, sich zu geben, zu sprechen, zu gehen, und darin auch: zu fühlen und zu denken; dergestalt findet sich die gesamte Moral des Ehrverhaltens in der körperlichen Hexis zugleich symbolisiert wie realisiert.“¹¹

Damit bringt Bourdieu zum Ausdruck, dass die durch den Mythos gerechtfertigte Arbeitsteilung durch den Körper in der alltäglichen Praxis eingeübt, also

5 Bourdieu: Entwurf einer Theorie, S. 165.

6 Ebd., S. 169.

7 Ebd., S. 167.

8 Ebd., S. 187.

9 Ebd., S. 193.

10 Ebd., S. 54–64.

11 Ebd., S. 195.

„einverleibt“, und dadurch erst zur dauerhaften Disposition wird. Der Mythos realisiert sich durch die praktische Einverleibung einer sozialen Rolle und der durch diese verkörperten Vorstellungen davon, was angemessenes und unangemessenes Verhalten ist. Die Hexis zeigt als körperlicher Ausdruck des Habitus – als Körpersprache – den Standort in der Sozialhierarchie an: etwa durch die ehrerbietige gebückte Haltung der Frau, der die stolze aufrechte Haltung des Mannes gegenübersteht.¹²

Laut Bourdieu wird durch den Habitus naturalisiert, was eigentlich geschichtlich ist. Denn er resultiert aus einem *historischen* Prozess der „Einverleibung“¹³ der Sozialstrukturen, durch den Erfahrungen von Generationen – durch Tradierung von Rollen – in den Körpern sedimentiert werden. Der Habitus ist „zur Natur gewordene Geschichte“,¹⁴ ein Weltverhältnis, das so selbstverständlich ist, dass auch die Beherrschten es für natürlich halten. Sie halten es vor allem deshalb für natürlich, weil diese Verhaltensweisen durch Sozialisation im Habitus als handlungsleitendes Wissen in den Körpern angelegt sind und vorreflexiv, also meistens ohne jedes Nachdenken, vollführt werden.

In seinem Hauptwerk, „Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft“, untersuchte Bourdieu das Phänomen der sozialen Distinktion über Kulturkonsum im Frankreich der 1970er-Jahre. In der frühen Neuzeit wurde vom Adel und ab dem 19. Jahrhundert vom Bürgertum der Mythos des angeborenen kulturellen „guten Geschmacks“ gepflegt. Mit dieser Kulturosoziologie des Geschmacks weist Bourdieu nach, dass die Fähigkeit zum kulturell gehobenen Geschmacksurteil von ansozialisierten Dispositionen abhängt, von einem impliziten erlernten Wissen also, von dem manche soziale Gruppen strukturell ausgeschlossen sind. Die Distinktion, also das Sich-Unterscheiden zwischen verschiedenen sozialen Gruppen, stellt Bourdieu als den zentralen Mechanismus der symbolischen Herrschaftsrepräsentation heraus. Herrschende Gesellschaftsschichten stellen über Formen des erlesenen Kulturkonsums symbolisch ihre soziale Überlegenheit zur Schau, indem sie über ihren Lebensstil zum Ausdruck bringen, dass sie sich von den unteren Klassen unterscheiden. Gleichzeitig bilden auch die unteren Schichten eine Kultur heraus, deren Tugenden und Moralität sie über symbolische Praktiken gegenüber den Herrschenden behaupten. Diese Distinktion über den Lebensstil betrifft auch die Gestaltung und Disziplinierung der Körper sowie die Vorstellungen der Körperlichkeit. So stellt Bourdieu für die 1970er-Jahre fest, dass im männlichen Arbeitermilieu vornehmlich Sportarten praktiziert werden, in denen es um das Ausagieren physischer Stärke geht und in denen die Körper einem höheren Verletzungsrisiko ausgesetzt werden, wie das Boxen oder das Rugby. Damit würde die Fähigkeit des Schmerztragens und der Kampfgeist, also ein kämpferisches Männlichkeitsbild, unter Beweis gestellt,

12 Vgl. Bourdieu: Die männliche Herrschaft, S. 52f.

13 Bourdieu: Entwurf einer Theorie, S. 170.

14 Ebd., S. 171.

sowie ein vom Ideal der physischen Stärke geprägtes Körperbild. Diese Körperideale wertet Bourdieu als eine Aufwertungs- und Selbstbehauptungsstrategie gegenüber bürgerlichen Männern, von denen die soziale Herrschaft in der modernen Gesellschaft ausgeht. Deren vom Anspruch des Maß- und Abstandhaltens geprägten Umgangsformen werden von männlichen Arbeitern durch diese Zur-Schau-Stellung von physischer Stärke als verweiblicht angegriffen. Die Arbeiter ertragen die Tatsache, dass sie sozial beherrscht werden, indem sie aus der Not des Alltags, der von harter physischer Arbeit und von Krafteinsatz geprägt ist, eine heroische Tugend machen. In den mittleren Klassen, etwa in den Angestelltenmilieus und bei den mittleren Führungskräften, herrschten hingegen „asketische“ Sportarten wie die Gymnastik vor, durch die jene sozialen Gruppen sich einerseits von den häufig von Körperkontakt und „Männlichkeitskult“ lebenden Arbeitersportarten abgrenzen und sich andererseits auf die Entbehrungen, die ihnen der soziale Aufstieg abverlangt wird, durch körperliche Selbstdisziplinierung vorbereiten.¹⁵ Der Körper ist also Medium symbolischer Abgrenzung zwischen den Klassen und wird imaginiert und geformt durch Herrschaftsverhältnisse. In Körperbildern, Idealen und Praktiken werden symbolische Kämpfe um soziale Anerkennung und Macht ausgetragen.

Leistungen und heutiger Stand

Historiker:innen haben sich in der Vergangenheit in verschiedenen Gegenstandsbereichen des Habituskonzeptes bedient.¹⁶ An dieser Stelle sollen einige typische Studien genannt werden, die sich mit der Einschreibung von Machtpositionen in die Körper befasst haben.

Der historisch arbeitende deutsche Soziologe Thomas Alkemeyer schlägt vor, zur Untersuchung der Habitusformierung Bildungspraktiken in den Blick zu nehmen. Laut Bourdieu kann die Einschreibung von klassen- und gruppen-spezifischen Wissensformen in die Körper implizit vonstatten gehen, durch die Beobachtung und Nachahmung der Alten durch die Jungen. Doch kennt jede Gesellschaft auch Praktiken des demonstrativen Vorzeigens und Nachahmens von kulturell nützlichem Wissen. Bourdieu nennt diese Praktiken der Habitusbildung „strukturelle Übungen“.¹⁷ Im Anschluss an Bourdieu fasst Alkemeyer Bildungspraktiken und Lernen im Sinne einer Praxeologie des Körpers nicht als rein kognitiven Prozess auf. Er schlägt vor, den körperlichen Vollzug des Lernens, die zeit-räumliche Organisation des Lernens und die Positionierung der

15 Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, 8. Aufl., Frankfurt am Main 1996, S. 338 ff.

16 Sven Reichart: Bourdieus Habituskonzept in den Geschichtswissenschaften, in: Alexander Lenger/Christian Schneickert/Florian Schumacher (Hg.): Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven, Wiesbaden 2013, S. 307–323.

17 Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis, S. 189–192, hier: S. 192.

Körper zueinander, etwa für den schulischen Bereich, zu untersuchen, um den Prozess der Somatisierung von später abrufbaren Handlungskompetenzen und Rollenverständnissen besser zu verstehen.¹⁸ Für Historiker:innen könnte dies bedeuten, sich mit den Räumlichkeiten vergangener Gesellschaften zu befassen, in denen gelernt wird, sowie mit den Körperhaltungen und Praktiken sowie Formen des Drills, über die eine soziale Disziplin in die Körper eingeschrieben wird.

Eine weitere Dimension der historischen Arbeit mit dem Habitus-Begriff ist die politische Habitusbildung durch Sport. Beispielsweise untersucht Svenja Goltermann, wie das deutsche Turnerwesen im 19. Jahrhundert zur Herstellung eines nationalen Körpers beigetragen hat, wie also Ideale, wie die deutsche Nation und eine bestimmte Ethik, die mit diesem Ideal verquickt ist, durch Turnübungen und Sport in die Körper eingeschrieben wurden und wie über die kollektive Disziplinierung von Männerkörpern ein politisches Gemeinschaftsgefüge hergestellt wurde.¹⁹ Svenja Goltermanns Analyse lehrt uns, dass Ideen eine somatische Seite haben. Wenn sie sozial und institutionell wirksam werden sollen, müssen sie körperlich eingeübt werden, müssen Sie über den Körper Teil des Handelns werden. Eine an körpergeschichtlichen Fragestellungen orientierte Ideengeschichte müsste also immer nach Praktiken fragen, über die Ideen in eine soziale Gemeinschaft hinein wirksam werden. Alkemeyer untersucht in einer vergleichbaren Vorgehensweise die Rezeption des Olympionismus und dessen Körperdiskurse im Kontext des Dritten Reiches. Auch wenn, wie Alkemeyer zeigt, bestimmte Körperregime wie der Olympionismus ein Stück weit deutungs-offen sind, kann Sport auf Grund seines ästhetisch-moralischen Zugriffs auf die Menschen dazu dienen, ideologische Macht über die Körper zu gewinnen und so zur politischen Disziplinierung der Körper beizutragen.²⁰

Auch kann in Krisenzeiten die Durchkreuzung und Enttäuschung von im Habitus angelegten Erwartungen an die Zukunft zu Aufstandsverhalten, zum Versuch des Umsturzes bestehender Herrschaftsverhältnisse und der Etablierung neuer Anerkennungs- und Verteilungsregeln führen.²¹ Grundsätzlich wäre die Beschreibung solcher sozialen Umwälzungen auf der Ebene der Körper, die Untersuchung revolutionärer Umprägung von Mentalitäten über Habitusbildung, eine interessante, bisher kaum geleistete Forschungsperspektive. Wie verändert sich beispielsweise die Hexis der Menschen verschiedener sozialer Zugehörigkeiten im Übergang vom Ancien Régime in die bürgerliche Gesellschaft des 19.

18 Thomas Alkemeyer: Lernen und seine Körper. Habitusformungen und -umformungen in Bildungspraktiken, in: Barbara Friebertshäuser/Markus Rieger-Ladich/Lothar Wigger (Hg.): Reflexive Erziehungswissenschaft. Forschungsperspektiven im Anschluss an Pierre Bourdieu, Frankfurt am Main 2006, S. 128–133.

19 Svenja Goltermann: Körper der Nation. Habitusformierung und die Politik des Turnens; 1860–1890, München 2011.

20 Thomas Alkemeyer: Körper, Kult und Politik. Von der „Muskelreligion“ Pierre de Coubertins zur Inszenierung von Macht in den Olympischen Spielen von 1936, Frankfurt am Main 1996.

21 Reichardt: Bourdieus Habituskonzept, S. 318 f.

Jahrhunderts? Als Quelle könnten hier Zeugnisse der Alltagskultur wie Graphiken, aber auch die ab dem späten 18. Jahrhundert florierenden Verhaltensratgeber als Zeugnisse von Habitusbildung fungieren.

Dem Bourdieu'schen Distinktionsbegriff wohnt auch die Perspektive inne, Körperideale und Körperbilder verschiedener sozialer Klassen zu untersuchen, die sich abgrenzend zueinander verhalten. Marie-Louise Mourey untersucht beispielsweise in einem Artikel, wie in den Repräsentationen des Körpers der bürgerlichen Schichten der frühen Neuzeit Strategien der Selbstaufwertung gegenüber den Volksklassen zum Ausdruck kommen. Dem „zivilisierten“ eleganten Tanz der gehobenen Schichten wird der „barbarische“ Habitus der Bauern und ihrer Tänze gegenübergestellt.²² Anhand dieser abgrenzenden Körperbilder lassen sich die sozialen Hierarchien der Gesellschaft in ihrem Wandel untersuchen.

Die Erforschung von Habitus und Hexis ermöglicht es, in sozialgeschichtlicher Perspektive einen zentralen Aspekt sozialer Dominanzverhältnisse zu erforschen. Jede Herrschaft fordert, wie Bourdieu es selbst ausgedrückt hat, eine stille Zustimmung der Beherrschten zu ihrer Beherrschung. Die Mechanismen, kraft derer diese Zustimmung hergestellt wird, dürfen nach der hier vorgestellten Perspektive nicht rein sprachlich-ideologisch oder als Formen direkter Repression interpretiert werden.²³ Vielmehr müssen sie in ihrer somatischen Dimension betrachtet werden. Der Habitus ist die fleischgewordene soziale Position, das in den Leib eingeschriebene Wissen, das zur Erfüllung sozialer Rollen und der diesen eingeschriebenen Herrschaft drängt. Die Körpergeschichte kann über die Analyse von Praktiken der Habitusbildung, der Hexis, von Körperrepräsentationen und körperlichen Interaktionen einen Beitrag leisten zum Verstehen der Stabilisierungsmechanismen und der Verhaltensregulierung historischer gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse.

Jakob Fesenbeckh  <https://orcid.org/0000-0002-7598-963X>

22 Marie-Louise Mourey: Körperbilder und habitus corporis. Nationale und soziale Stereotype in der Frühen Neuzeit, in: Mirosława Czarnecka/Thomas Borgstedt/Tomasz Jablecki (Hg.): Frühneuzeitliche Stereotype. Zur Produktivität und Restriktivität sozialer Vorstellungsmuster, Bern 2010, S. 247 ff.

23 Vgl. Bourdieu: Männliche Herrschaft, S. 75 f.

„Die Soziale Rolle des Ingenieurs“ in Georges Lamirands Leitlinien der Menschenführung

Jakob Fesenbeckh 

Einleitung

Der Soziologe Pierre Bourdieu fasst mit seinem Habituskonzept handlungsleitende Anlagen und Fähigkeiten, die durch die Einschreibung von sozialen Positionen in den Körper ausgebildet werden. Der Habitus stellt ein Körperwissen dar, das sich durch einen historischen Prozess der Einprägung in den Körpern sedimentiert. Es ermöglicht so die Stabilität sozialer Normensysteme. Als Resultat der Ausbildung von sozialen Rollen entsteht der Habitus innerhalb eines Gefüges von sozialen Machtbeziehungen. Er ermöglicht es den Individuen, in ihrer Alltagspraxis sich den sozialen Normen entsprechend angemessen zu verhalten, wie zum Beispiel im Hinblick auf Rollenmuster und Hierarchien. Laut Bourdieu werden Herrschaftsverhältnisse meistens in latenter Weise durch die unbewusste Verhaltenssteuerung des Habitus reproduziert. Die Hexis ist der körperliche Ausdruck des Habitus. Sie stellt eine Körpersprache dar, die wie der Habitus von den in den Sozialstrukturen angelegten Ungleichheitsverhältnissen durchprägt ist.¹ Als Gestik ist sie lesbar und eignet sich daher besonders zur Untersuchung von Machtverhältnissen.

Seit der industriellen Expansionsphase des ausgehenden 19. Jahrhunderts und der mit dieser einhergehenden Entstehung neuer Formen der Betriebsorganisation, wie des Taylorismus, ersannen Ingenieure der Industrienationen neue Strategien der Menschenführung. Die soziale Rolle des Ingenieurs, als Organisator des Produktionsprozesses und Kerninstanz betrieblicher Autorität, war erst im Zuge dieser Industrialisierungsphase entstanden und musste auf der Ebene des alltäglichen Verhaltens erst definiert werden. Unter Frankreichs Ingenieuren hat sich eine eigene, von militärischen Führungsidealen geprägte Kultur der industriellen Beziehungen herausgebildet, von der Georges Lamirands Handbuch der Menschenführung „Le rôle social de l'ingénieur“ (1932) nur ein besonders prominentes Beispiel darstellt. Dieses Buch stellt als Handbuch der Habitusbildung eine für unser Erkenntnisinteresse besonders wertvolle Quelle dar, weil hier soziales Rollenverhalten aus dem Fabrikleben eindrücklich beschrieben wird und der Körper in seiner Repräsentation und Sprache als Medium der Verfestigung von Machtverhältnissen fungiert.

1 Pierre Bourdieu: Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des symbolischen Tausches, 2. Aufl., Wien 2005, S. 94f.

Quelle und Operationalisierung

Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert debattieren die herrschenden Klassen in Frankreich in verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen über die Gefährdung der Ordnung durch die atomisierten und politisierten Massen. Für den französischen Kolonialoffizier Marschall Hubert Lyautey, der durch seine Abhandlung „Le rôle social de l'officier“ (1891) zur moralischen Leitfigur einer ganzen Generation gesellschaftlicher Führungskräfte avancierte, bestand der Auftrag des Offiziers in der Armee darin, die Massen an Wehrpflichtigen und Rekruten durch moralische Führung und durch suggestive Techniken des Befehlens an die Nation zu binden und befriedend auf die gesellschaftlichen Beziehungen einzuwirken. Lyautey legte mit „Le rôle social de l'officier“ ein ganzes Handbuch der Führungstechniken vor, durch welche ein neues, auf gegenseitige Anerkennung gegründetes Band zwischen Offizieren und Mannschaften geknüpft werden sollte.² Im Bereich der Industrie griffen Führungskräfte, vor allem Ingenieure, Lyauteys Ideen zur Menschenführung auf, um die konflikthafter Beziehungen in den Betrieben zu befrieden. Es ging ihnen darum, die Hierarchien der Produktion, die etwa durch Gewerkschaften oder politisierte Arbeiter:innen in Frage gestellt wurden, zu befrieden und durch Menschenführung Kooperation statt Klassenkampf in die Betriebe zu bringen. Seit den 1890er-Jahren wurde eine Vielzahl von Menschenführungshandbüchern für die Industrie von Ingenieuren für Ingenieure geschrieben und veröffentlicht, die ihnen den Auftrag der sozialen und moralischen Integration der Arbeiter:innenklasse in die Nation zusprach. Lyauteys Buch stellte die Initialzündung für einen neuen Formalisierungsschub dieses Praxiswissens der Menschenführung und zur ideologischen Untermauerung dieses Führungsanspruchs der Ingenieure dar.³

Die sozialen Krisen der Zwischenkriegszeit, vor allem die große Wirtschaftskrise zu Beginn der 1930er-Jahre, führte zu massiven Politisierungswellen, die in ihrer weiteren Konsequenz in den großen Streiks von Mai und Juni 1936 sowie in der Machtübernahme durch die Volksfrontregierung gipfelten. Die Polarisierung der Beziehung der sozialen Klassen, die Erosion der Fabrikdisziplin und die Befürchtung eines kommunistischen Umsturzes gaben für die industriellen Eliten neuen Anlass zur Schlichtung, Kanalisierung und Kontrolle von Konflikten. 1932 verfasste Georges Lamirand, ein sozial-katholisch engagierter Ingenieur der französischen Stahlindustrie, inspiriert durch den Marschall Lyautey, ein Handbuch für Ingenieure mit dem Titel „Le rôle social de l'ingénieur. Scènes de la vie d'usine“ (Die soziale Rolle des Ingenieurs. Szenen aus dem Fabrikleben), das jungen Ingenieuren bei ihrem Einstieg in den Beruf helfen und sie mit dem sozialen Auftrag des Ingenieurs der sozialen Aktion zum Wohl der Volksklassen und zur

2 Yves Cohen: *Le siècle des chefs. Une histoire transnationale du commandement et de l'autorité* (1890–1940), Paris 2013, S. 168 ff.

3 Ebd., S. 178–185.

Schlichtung der angespannten Klassenbeziehungen vertraut machen sollte. Das Buch stellt einen Klassiker der sozial-katholischen Ideologie der Klassenversöhnung der 1930er-Jahre dar und wurde von Ingenieurskreisen massiv rezipiert.⁴ Das Buch bietet Antworten auf alle Fragen aus dem Ingenieursalltag – vom Führen selbst über Haltungs- und Modefragen bis hin zur Freizeitgestaltung.

Es handelt sich um ein Handbuch der Habitusbildung. Es stellt eine Formalisierung angesammelter Erfahrung im Ingenieursberuf dar. Implizite Wissensdispositionen des Ingenieurs kommen hier zu einem expliziten sprachlichen Ausdruck. Werdenden Ingenieuren werden Regeln der Beziehungsführung zu Untergebenen, der Körpersprache, des kulturellen Lebens präsentiert, die die Einfindung in die soziale Rolle des Ingenieurs und der mit diesen einhergehenden Verantwortlichkeiten und Machtbeziehungen erleichtern sollen. Das Handbuch soll aufzeigen, wie die Autorität des Ingenieurs am adäquatesten *verkörpert* werden und wie er dadurch seiner Aufgabe der sozialen Disziplinierung im Betrieb am besten nachkommen kann.

Die Analyse der Quelle soll Leitlinien für Hexis und Körpergestaltung, die im Buch vorgeschlagen werden, als Teil eines Systems der Regulation von Machtbeziehungen untersuchen. Relationale körperliche Verhaltensweisen innerhalb der Produktionshierarchie sollen im Folgenden herausgearbeitet werden. Auch klassenspezifische Repräsentationen des Körpers lassen sich aus dem Text des Handbuches herausarbeiten.

Die Handlungsanweisungen dienen der Reproduktion der Strukturen, der objektiven Relationen des Industriebetriebs. Es lässt sich an dieser Quelle herausarbeiten, wie strukturierend auf Körper zugegriffen wird, um Subjekte zu kompetenten Handelnden innerhalb dieser Beziehungskonstellation zu machen. Für eine praxeologische Untersuchung ist diese Quelle besonders interessant, da es in diesem Handbuch um die Vermittlung von Handlungskompetenz geht und somit Alltagshandlungen der primäre Gegenstand der Quelle sind.

4 Olivier Dard: Un homme, un livre: Georges Lamirand et le rôle social de l'ingénieur, in: Jean-Louis Bordes/Centre Roland Mousnier (Hg.): L'ingénieur entrepreneur: les centraliens et l'industrie, Paris 2011, S. 407–418.

Fallbeispiel: „Die Soziale Rolle des Ingenieurs“ in Georges Lamirands Leitlinien der Menschenführung

Quelle: Lamirand, Georges: *Le Rôle social de l'ingénieur. Scènes de la vie d'usine. Lettre-préface de M. le maréchal Lyautey, de l'Académie française. Avant-propos de M. Léon Guillet, membre de l'Institut, Paris 1932.*

- I. „Ein „laissez aller“ würde allzu bald von ihren eigenen Untergebenen wie eine Erlaubnis aufgefasst, sich in gleicher Weise ihnen gegenüber zu verhalten. Wie könnte der Ingenieur von seinen Arbeitern eine korrekte Haltung verlangen, wenn er sich eingehakt, Arm in Arm, mit seinem leitenden Direktor sehen lässt? Man erinnere sich nur, dass der General Weygand es sich nicht einmal erlaubte, sich im Arbeitszimmer des Marschalls Foch hinzusetzen, und nur im allerhöchsten Fall legt er seine Hände auf den Schreibtisch des Chefs. Auf dass der Ingenieur ein Beispiel der Ehrerbietung gebe, zwar nicht der unterwürfigen, aber der würdigen, auf dass er in seinen Gesten, seiner Sprache, seinem Konversationston die Marken des Respekts erkennen lässt, die man bei jeder Gelegenheit seinem Chef schuldet. Wenn er es denn nicht aus Wertschätzung tut, so soll er es aus Disziplin tun.“⁵

- II. „Die Kleidung ist von einer Wichtigkeit, derer man sich nicht genug bewusst ist: Man sollte zu viel Chic vermeiden so wie auch die Nachlässigkeit. Eine zu aufwändige Bekleidung stellt eine Schwierigkeit mehr dar, sich seinem Personal anzunähern; eine Hose, bei welcher die Falte nach mehreren Tagen Arbeit noch einwandfrei aussieht, stellt für den, der sie trägt, keine gute Referenz dar, da sie kein Indiz für eine besonders aktive Überwachung der Arbeitstätigkeit ist.“⁶

- III. „Es ist ebenfalls notwendig, dass der Ingenieur den Eindruck physischer Überlegenheit erweckt. Die einen werden hierin unterstützt von einer angeborenen Korpulenz und einer ererbten Widerstandsfähigkeit; andere sind hier weniger im Vorteil. Auf dass eben diese ihre muskuläre Unterlegenheit soweit es geht ausgleichen; ein wenig Gymnastik und Training wird den Körper beweglicher und widerstandsfähiger machen und es ihnen erlauben, eine bessere Figur zu machen, wenn sie in der Werkstatt in

5 Georges Lamirand: *Le Rôle social de l'ingénieur. Scènes de la vie d'usine. Lettre-préface de M. le maréchal Lyautey, de l'Académie française. Avant-propos de M. Léon Guillet, membre de l'Institut, Paris 1932, S. 57.*

6 Ebd., S. 62.

die Kammer eines reparaturbedürftigen Ofens klettern oder auf die Brücke eines Rollkrans, der verlegt wird.“⁷

- IV. „Der Blick, das ist die Seele, die spricht, so hat einmal jemand gesagt. Der Ingenieur soll darum den seinen niemandem entziehen. Er soll im Gegenteil in den Grund der Augen seiner Männer eintauchen. Sein Blick soll auf ihnen ruhen und mit aller Macht in diese eindringen. Das ist die sicherste Art der Eroberung. Ein Chef, der seinem Personal nicht ins Gesicht sieht, der kennt dieses nicht, und das Personal kennt ihn nicht. Was auch immer der Grund ist, der ihn dazu brachte, mit einem seiner Arbeiter zu sprechen, er schafft immer sofort den Bezug zu dessen Belang, wenn er ihn Auge in Auge fixiert. Er liest, was man ihm verbergen wollte, er wird so besser verständlich machen, was er erklären oder erreichen wollte. Ein Blick, ein wirklicher Blick, damit wird Zögerlichkeit besiegt, Anstrengung freigesetzt, Fehler werden bereut, Hass besiegt, Verbundenheit hergestellt. Der Blick des Ingenieurs ist vielleicht von all seinen Waffen, die er für seine Soziale Aktion aufbringt, die entscheidendste: Auf dass er sich daran erinnere!“⁸
- V. „Es ist ein schönes Kompliment, das die Arbeiter ihm machen, wenn sie sagen: ‚Der zögert nicht, sich die Hände schmutzig zu machen‘ Glauben Sie nicht, dass es hier darum geht, die Aufgaben der einfachen Arbeitskräfte zu übernehmen. Sicherlich, nebenbei bemerkt ist es nicht schlecht, einem ungeschickten Arbeiter zu zeigen, wie er die Sache angehen muss, um besser zu arbeiten, aber diese Einweisungen fallen eigentlich in den Aufgabenbereich der Vorarbeiter. Dagegen wird ein Ingenieur nicht zögern, die Werkstatt bis in die kleinsten Ecken zu durchstreifen, die unangenehmsten Stellen aufzusuchen, sich mit Schmierfett zu beschmutzen, um eine beschädigte Maschine besser begutachten zu können, sich mit Ruß einzuschwärzen, um einen Ofen abzuhorchen, dessen Betrieb sich verdächtig anhört. Indem er dies tut, gewinnt er in zweifacher Hinsicht: Er übt eine sicherere Kontrolle aus, und er schließt jenen „Halunken“ das Mundwerk, die behaupten, wenn sie von den Chefs sprechen, dass zu saubere Hände zu nichts nütze sind.“⁹
- VI. „Eine Attitude, eine Geste, eine Überlegung versteckt häufig etwas, es ist der Beginn eines Geständnisses, das man sich nicht zu machen traut, oder eines sich zusammenbrauenden Grolls. Man riskiert, hält man die Augen geschlossen, brutalerweise in einer schlimmen Situation zu erwachen. [...] Manche sind lächerlich, zugegeben, viele lästig, aber es gibt Anträge, die in

7 Ebd., S. 66.

8 Ebd., S. 67.

9 Ebd., S. 75.

ihrer naiven und unbeholfenen Form so rührend sind. Statt nun mit den Schultern zu zucken und sie in den Papierkorb zu werfen, stellen Sie sich nun denjenigen vor, der sich sorgsam bemüht hat, diesen Antrag mit seiner schweren Hand anzufertigen; mehr Experte im Handhaben schwerer Gewichte als einer zarten Schreibfeder. Er bringt sein ganzes Herz in diese Bitte ein, seine Beanstandung scheint ihm gerecht; [...] Geben Sie diesen gekritzelten Zeilen die Bedeutung, die sie verdienen.“¹⁰

VII. „Es gibt Ingenieure, die nicht zögern, das Trikot anzuziehen und ihr Glück im fröhlichen Spiel zu versuchen. Sie empfinden dadurch nicht nur keine Beeinträchtigung ihrer Führungstätigkeit in der Fabrik, ihre Mannschaftskollegen haben ihnen sogar immer respektvoll ihre Einsatzbereitschaft attestiert: man sollte nur vermeiden, eine schlechte Figur zu machen: ein Missgeschick ist kaum von Bedeutung, aber Lächerlichkeit ist tödlich.“¹¹

VIII. „Es ist darüber hinaus wichtig, den Arbeiter zum Sport zu ermutigen, da dieser Erziehung erster Güte darstellt, in dreifacher Hinsicht, physisch, moralisch und sozial. Physisch, weil er das Individuum entwickelt; moralisch, weil er diszipliniert und an den loyalen Kampf gewöhnt; sozial, weil man mit ihm Mannschaften mit Elementen verschiedener Milieus formen kann: Arbeiter, Angestellte, Vorarbeiter, Ingenieure, und weil durch den Kontakt Vorurteile verschwinden. Entwickeln wir unsere betrieblichen Sportvereine; bringen wir gute Radfahrer, Schnellläufer, Leichtathleten, ausdauernde Schwimmer, entschlossene Rugbyspieler hervor, dann sichern wir uns für morgen solide Arbeiter, die in ihre beruflichen Aufgaben Gewohnheiten der Ordnung, der Methode, der Beharrlichkeit, der Loyalität, des Einsatzes einbringen, die ihre glücklichen Auswirkungen auf das reibungslose Funktionieren der Fabrik haben werden. Machen wir den Sport attraktiv, organisieren wir Spiele und Vorführungen, bringen wir unsere Mannschaften ins Freie, so werden wir unser Personal reinigen, welches, indem es sich entwickelt, es vermeiden wird, sein physisches und moralisches Gut auf Tanzveranstaltungen zu verschwenden, wo man sich nur verliert, und in Kinos, wo man sich den Geist verdirbt.“¹²

Lamirand bildet in Abschnitt I. ein ganzes Ensemble von strukturierenden Beziehungen einer sozialen Institution, nämlich die des industriellen Betriebes, ab: Die Ingenieure, die Direktion, die Arbeiter:innenschaft. Die Autorität der Führung muss garantiert werden, damit der funktionale Zusammenhang des kapitalistischen Betriebes garantiert werden kann, von dem Lamirand an anderer

¹⁰ Ebd., S. 78.

¹¹ Ebd., S. 108 f.

¹² Ebd., S. 109.

Stelle schreibt, dieser sei „keine Sektion der Heilsarmee, sondern eine Maschine zum Geldverdienen.“¹³ Hierfür müssen die Autoritäten auf jeder Stufenleiter als Autoritäten anerkannt werden. Diese Autorität wird symbolisch vermittelt durch „Marken des Respekts“,¹⁴ wie Lamirand es nennt.

Neben der Sprache und dem Konversationston muss die körperliche Hexis diese Autorität versinnbildlichen:

„Ein ‚laissez aller‘ würde allzu bald von Ihren eigenen Untergebenen wie eine Erlaubnis aufgefasst, sich in gleicher Weise Ihnen gegenüber zu verhalten. Wie könnte der Ingenieur von seinen Arbeitern eine korrekte Haltung verlangen, wenn er sich eingehakt, Arm in Arm, mit seinem leitenden Direktor sehen lässt?“¹⁵

Die eingehakte Haltung zwischen Ingenieur und Fabrikdirektor signalisiert durch zu viel freundschaftliche Nähe ein Aufweichen der Hierarchie und gefährdet so das strukturierende Band der Autorität. Die Hexis hat so an einem Zeichensystem teil, durch das Machtbeziehungen deutbar werden und durch das Hierarchie und disziplinierte Unterordnung kommuniziert wird. Das Modell für die Fabrikdisziplin sind hierbei die Hierarchien der Armee und ihre symbolische Ordnung der Körper: Nicht einmal der General Maxime Weygand, der berühmte Generalstabsoffizier des Ersten Weltkriegs, setzte sich, trotz seines hohen Ranges und Ansehens, hin, wenn er im Büro des Marschalls Foch, dem Befehlshaber an der Westfront des Ersten Weltkriegs, war. Er legte im Höchsthfall die Hände auf dessen Schreibtisch, so Lamirand.¹⁶ Die Körper spielen in der impliziten Artikulation und Verfestigung der Machtbeziehungen eine zentrale Rolle. Sie sind für die Arbeiter:innen sichtbar. Das setzt Lamirand voraus, wenn er befürchtet, ein „laissez aller“ im Umgang könne zur Schwächung der Hierarchien führen, und die Körperhaltungen zeigen an, welche Handlungsspielräume, welche Lücken im Regelsystem ihrer Beherrschung den Arbeiter:innen als Untergebenen offeriert werden. Der Körper selbst muss also schon eine klare Sprache sprechen, die jeden auf seinen Platz verweist.

Der Ingenieur soll den Arbeiter:innen zudem kein tyrannischer Chef, sondern ein Vorbild sein. Die Autorität des Ingenieurs wird in den Managementdiskursen der 1930er-Jahre aus seiner sozialen Orientierung, seiner genauen Kenntnis der Lage der Arbeiter:innen und seinem Engagement für sozialen Ausgleich zwischen Arbeit und Kapital abgeleitet.¹⁷ Dies ist auch ein Leitmotiv der sozial-katholischen Ingenieursbewegungen, in denen Lamirand während der 1930er-Jah-

13 Ebd., S. 68.

14 Ebd., S. 57.

15 Ebd.

16 Ebd.

17 Cohen: *Le siècle des chefs*, S. 322–330.

re eine zentrale Figur darstellte.¹⁸ Danach muss der katholische Ingenieur unter den Arbeiter:innen wirken und in ihre Lebensverhältnisse eintauchen. Auch wenn das Manuelle nicht seinem Aufgabenbereich entspricht, muss er seinen eigenen Einsatz unter Beweis stellen (V.).

Dies tut er, indem er sich durch körperliche Zeichen Respekt verschafft:

„Es ist ein schönes Kompliment, das die Arbeiter ihm machen, wenn sie sagen: ‚Der zögert nicht, sich die Hände schmutzig zu machen‘ [...] Dagegen wird ein Ingenieur nicht zögern, die Werkstatt bis in die kleinsten Ecken zu durchstreifen, die unangenehmsten Stellen aufzusuchen, sich mit Schmierfett zu beschmutzen, um eine beschädigte Maschine besser begutachten zu können, sich mit Ruß einzuschwärzen, um einen Ofen abzuhorchen, dessen Betrieb sich verdächtig anhört. Indem er dies tut, gewinnt er in zweifacher Hinsicht: Er übt eine sicherere Kontrolle aus, und er schließt jenen „Halunken“ das Mundwerk, die behaupten, wenn sie von den Chefs sprechen, dass ‚zu saubere Hände zu nichts nütze sind‘“¹⁹

Der Ingenieur soll also nicht durch zu große Sauberkeit wie eine entrückte Figur aus einer anderen Welt wirken – auch wenn das in sozialer Hinsicht zutrifft –, sondern er soll unter Umständen Zeichen der manuellen Arbeit, Schmutz und Flecken, die für seine Untergebenen Teil des Alltags sind, auf der Kleidung tragen. Das demonstrative Sich-Aufhalten in der Fabrikhalle hat dabei nicht in erste Linie eine technische Kontrollfunktion. Es geht vielmehr darum, das wird an dieser Stelle deutlich, dem Vorwurf vorzubeugen, der Ingenieur habe „zu saubere Hände“, habe von der praktischen Arbeit keine Ahnung und somit über diese keine berechtigte Autorität auszuüben. Aus der gleichen Logik heraus erschwert zu viel Distinktion in der Kleidung ebenfalls das Befehlen in der Fabrik:

„Die Kleidung ist von einer Wichtigkeit, derer man sich nicht genug bewusst ist: Man sollte zu viel Chic vermeiden sowie auch die Nachlässigkeit. Eine zu aufwändige Bekleidung stellt eine Schwierigkeit mehr dar, sich seinem Personal anzunähern; eine Hose, bei welcher die Falte nach mehreren Tagen Arbeit noch einwandfrei aussieht, stellt für den, der sie trägt, keine gute Referenz dar, da sie kein Indiz für eine besonders aktive Überwachung der Arbeitstätigkeit ist.“²⁰

Diese Technik der Angleichung der Vorgesetzten an den Habitus der Untergebenen zur Steigerung der Glaubwürdigkeit ihrer sozialen Autorität hat möglicher-

18 Luc Boltanski: Die Führungskräfte. Die Entstehung einer sozialen Gruppe, Frankfurt am Main 1990, S. 57 f.; André Grelon: L'ingénieur catholique et son rôle social, in: Yves Cohen/Rémi Baudouï (Hg.): Les chantiers de la paix sociale: 1900–1940, Fontenay-aux-Roses 1995, S. 173 f., 182.

19 Lamirand: Le rôle social de l'ingénieur, S. 75.

20 Ebd., S. 62.

weise ebenfalls militärische Vorbilder. Der französische Historiker Emmanuel Saint-Fuscien hat gezeigt, dass die französischen Offiziere des Ersten Weltkriegs, um von ihren Mannschaften als Führer anerkannt zu werden, habituelle Codes und Symbole der Kampfgruppen der vordersten Front übernahmen, wie beispielsweise das Tabakspfeifenrauchen.²¹ Das Beherrschen dieser Codes wurde von den Offizieren zum Zweck der Steigerung ihrer Glaubwürdigkeit als Kämpfer und damit ihrer Autorität bewusst eingesetzt. In der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg wurden die Erfahrungen der Menschenführung der Armee von Akteuren der Industrie rezipiert und auf industrielle Hierarchien übertragen.²² Eine solche Übertragung erscheint auch in diesem Fall zumindest möglich, da kulturelle Motive aus dem Ersten Weltkrieg in Lamirands Schrift häufiger zu Tage treten.

Bei aller Angleichung an die Arbeiter:innen soll Lamirands Führer der Industrie dennoch einen symbolischen Abstand zu ihnen wahren. Insbesondere der muskulöse Körper männlicher Arbeiter, der Resultat ihrer körperlichen Tätigkeit im industriellen Arbeitsprozess ist, erscheint dem Ingenieur als Zeichen eines Makels, weil sein weniger gestählter Körper seine geschützte geistige Arbeit im Planungsbüro anzeigt:

„Es ist ebenfalls notwendig, dass der Ingenieur den Eindruck physischer Überlegenheit erweckt. Die einen werden hierin unterstützt von einer angeborenen Korpulenz und einer ererbten Widerstandsfähigkeit: andere sind hier weniger im Vorteil. Auf dass eben diese ihre muskuläre Unterlegenheit soweit es geht ausgleichen; ein wenig Gymnastik und Training wird den Körper beweglicher und widerstandsfähiger machen und es ihnen erlauben eine bessere Figur zu machen, wenn sie in der Werkstatt in die Kammer eines reparaturbedürftigen Ofens klettern oder auf die Brücke eines Rollkrans, der verlegt wird.“²³

Durch die Form des Körpers selbst, durch seine Statur, durch seine Beweglichkeit soll der Ingenieur nicht nur Ebenbürtigkeit, sondern – soweit es geht – sogar Überlegenheit demonstrieren. Eine imposante körperliche Erscheinung von Menschen in gehobenen Stellungen der Sozialhierarchie tritt also hier als etwas hervor, das durch Gymnastik eingeübt, dem Körper erst eingeschrieben werden muss. Diese Einverleibung der Rolle der Autorität wird also auch als ein Prozess der Selbstdisziplinierung angezeigt.

Vermeintlich zufällige Eigenschaften, wie Kleidung, die mit Maschinenöl und Fett besudelt ist, unbequeme Körperhaltungen und muskulärer Körperbau werden hier zu Symbolen in der Kommunikation einer Machtposition. Die Hexis des

21 Emmanuel Saint-Fuscien: Pourquoi obéit-on? Discipline et liens hiérarchiques dans l'armée française de la Première Guerre mondiale, in: *Genèses* 75/2 (2009), S. 18–28.

22 Cohen: *Le siècle des chefs*, S. 254–257.

23 Ebd., S. 66.

Ingenieurs, die Kleidung und sein zupackendes Auftreten, müssen Ähnlichkeit signalisieren, damit dieser als kompetente Führungskraft wahrgenommen wird. Um die Autorität nicht zu gefährden, darf gleichzeitig der Abstand zwischen Führungskraft und Belegschaften nicht als zu groß kommuniziert werden.

Dieses Wechselspiel aus der Herstellung habitueller Ähnlichkeit und der gleichzeitigen Markierung eines „feinen Unterschiedes“ soll auch in der direkten Interaktion mit den Untergebenen zur Geltung kommen. Unter der Rubrik „der Blick“ schreibt Lamirand:

„Der Blick, das ist die Seele, die spricht, so hat einmal jemand gesagt. Der Ingenieur soll darum den seinen niemandem entziehen. Er soll im Gegenteil in den Grund der Augen seiner Männer eintauchen. Sein Blick soll auf ihnen ruhen und mit aller Macht in diese eindringen. Das ist die sicherste Art der Eroberung. Ein Chef, der seinem Personal nicht ins Gesicht sieht, der kennt dieses nicht, und das Personal kennt ihn nicht. Was auch immer der Grund ist, der ihn dazu brachte, mit einem seiner Arbeiter zu sprechen, er schafft immer sofort den Bezug an dessen Belang, wenn er ihn Auge in Auge fixiert. Er liest, was man ihm verbergen wollte, er wird so besser verständlich machen, was er erklären oder erreichen wollte. Ein Blick, ein wirklicher Blick, damit wird Zögerlichkeit besiegt, Anstrengung freigesetzt, Fehler werden bereut, Hass besiegt, Verbundenheit hergestellt. Der Blick des Ingenieurs ist vielleicht von all seinen Waffen, die er für seine Soziale Aktion aufbringt, die entscheidendste: Auf dass er sich daran erinnere!“²⁴

Beim Blick geht es einerseits darum, Regungen des Personals zu überwachen, „zu lesen, was man ihm verbergen wollte“, andererseits geht es aber auch um das Signalisieren von Autorität durch Verobjektivierung der Untergebenen. Verobjektivierung bedeutet, auf analytischen Abstand zu gehen, einen Sachgehalt zu erschließen, indem der Analysierende sich über die Situation erhebt, aus ihrer Unmittelbarkeit heraustritt. Der Blick, der in die Seele der Arbeiter eindringen soll, ist eine Technik der „Eroberung“, die unmissverständlich anzeigt, von wem die Deutungs- und Entscheidungsgewalt in der Kommunikationssituation ausgeht. Gleichzeitig stellt der Ingenieur über den Blick Verbundenheit zu „seinen Männern“ her, er zeigt an, dass ihre Belange ernst genommen werden, dass Konflikte geklärt, Fehler ausgeräumt werden können. Er soll in dieser Verbundenheit Verbindlichkeit ausdrücken und dadurch „Anstrengungen freisetzen“ und „Zögerlichkeit besiegen“. Der Blick des Ingenieurs, damit eine bestimmte Haltung des Körpers, zeigt seinem Gegenüber seine Subjektposition im sozialen Spiel der Kräfte an. In diesem hier formalisierten Spiel aus Verbundenheit und Autorität liegt die ganze „soziale Rolle“ des Ingenieurs begründet, die sich aus ihrer „Sozialen Aktion“ heraus legitimiert.

24 Ebd., S. 67.

Für die Repräsentation, die sich Lamirand als Ingenieur vom Körper des Arbeiters und seiner Hexis macht, finden sich im Text ebenfalls Beispiele. Dies weniger in vorschreibender denn in deskriptiver Hinsicht, doch die Deskription ist selbst auch strukturiert durch die Art und Weise, Wirklichkeit zu klassifizieren, die einer bestimmten Subjektposition zu eigen sind. Unter der Rubrik „Sehen und Zuhören“ schreibt Lamirand, es sei zur Leitung eines Betriebes unabdingbar für den Ingenieur, „sensible Antennen“ zu haben: „Man riskiert, hält man die Augen geschlossen, brutalerweise in einer schlimmen Situation zu erwachen.“²⁵ Lamirand schlägt vor, als Kommunikationsstrategie einen Briefkasten am Ingenieurbüro einzurichten, an welchem die Arbeiter:innen ihre Anträge einwerfen sollen. Auch wenn diese häufig „lächerlich“ oder „lästig“ seien, müssten diese zur Bewahrung des betrieblichen Friedens gehört werden:

„Statt nun mit den Schultern zu zucken und sie in den Papierkorb zu werfen, stellen Sie sich nun denjenigen vor, der sich sorgsam bemüht hat, diesen Antrag mit seiner schweren Hand anzufertigen; mehr Experte im Handhaben schwerer Gewichte als einer zarten Schreibfeder. Er bringt sein ganzes Herz in diese Bitte ein, seine Beanstandung scheint ihm gerecht [...] Geben Sie diesen gekritzelten Zeilen die Bedeutung, die sie verdienen.“²⁶

Was zunächst einfach wie eine Beschreibung einer männlichen Arbeiterhand wirkt, die den Umgang mit Maschinen mehr gewohnt ist als das Schreiben, ist Teil einer Argumentationsstrategie, die werdende Ingenieure überzeugen soll, die Arbeiter trotz ihres nach bürgerlichen Urteilsweisen ungeschickten Auftretens in ihren Belangen ernst zu nehmen. Es wird an Mitgefühl und väterliche Gefühle appelliert, indem eine hilflose Arbeiterhand beschrieben wird, die den Brief nur unter großen Anstrengungen schreiben kann. Diese Bezugnahme auf die ungeschickte Hand, auf das körperlich unangemessene Verhalten wie das eines Kindes, enthält einen Appell an die Vormundschaft des Ingenieurs gegenüber der Arbeiter:innenschaft. Diese Repräsentation der Arbeiterhand als kindlich-defizitär begründet also die führende Autorität des Ingenieurs.

Eine weitere Dimension von Habitusbildung ist der Sport. Diese greift Lamirand im Kapitel „Erholung“ auf, in dem er die möglichen Freizeitgestaltungsmöglichkeiten des Ingenieurs in der Industriestadt ganz im Zeichen von dessen sozialem Auftrag zur Klassenversöhnung beschreibt. Unter der Rubrik „für die Jugend“ schreibt Lamirand, es sei nicht unüblich, dass manche Ingenieure sich mit den Belegschaften zu Ballsportarten treffen. Eine Beteiligung der Ingenieure an den Sportaktivitäten der Industriestadt tue der Autorität des Ingenieurs also nicht an sich Abbruch. Er muss, so schreibt es Lamirand, dennoch darauf achten, sich nicht durch Ungeschicklichkeit der Lächerlichkeit preiszugeben. Wenn La-

²⁵ Ebd., S. 78.

²⁶ Ebd.

mirand schreibt, diese sei „tödlich“,²⁷ so ist damit gemeint, dass der körperliche Kontrollverlust vor den Untergebenen die Autorität und Kommandofähigkeit der Ingenieure in Frage stellt. Die Fähigkeit zur Kontrolle über den eigenen Körper signalisiert Dispositionen der Selbstbeherrschung somit die Fähigkeit, Autorität auch über andere auszuüben.

Zudem stellt Lamirand hier den Sport als ein erzieherisches Mittel heraus:

„Es ist darüber hinaus wichtig, den Arbeiter zum Sport zu ermutigen, da er eine Erziehung erster Güte darstellt, in dreifacher Hinsicht, physisch, moralisch und sozial. Physisch, weil er das Individuum entwickelt; moralisch, weil er diszipliniert und an den loyalen Kampf gewöhnt; sozial, weil man mit ihm Mannschaften mit Elementen verschiedener Milieus formen kann: Arbeiter, Angestellte, Vorarbeiter, Ingenieure, und weil durch den Kontakt Vorurteile verschwinden.“²⁸

Lamirand unterstreicht neben den offensichtlichen physischen Vorteilen des Trainings einen moralischen und einen sozialen Aspekt des Sports. Erinnern wir uns an die Mechanismen der „Einverleibung“, die Bourdieu in seinem „Entwurf einer Theorie der Praxis“ beschreibt, so kann das gemeinsame Trainieren von Mannschaften, die aus Belegschaften und höheren Stufen der Hierarchie gebildet werden, sowie das Erleben einer partiellen Auflösung der Hierarchie im Spiel zu einem Gefühl der Kameradschaft, Gemeinschaftlichkeit und Zugehörigkeit führen. Diese Wahrnehmung der Zugehörigkeit wird durch das gemeinsame Training eingeübt. Identifikationen wie die Klasse sollen ersetzt werden durch die Identifikation mit dem Betrieb und seinem Verein. Lamirand schlägt also die Nutzung des Sports zu betrieblicher Habitusbildung im Sinne der Klassenversöhnung vor. Gleichzeitig soll die Förderung des Sports generell dazu beitragen, soziale verhaltenssteuernde Dispositionen wie „Ordnungssinn“, „Methode“, „Beharrlichkeit“, „Loyalität“ und „Einsatz“ bei den Arbeitskräften zu entwickeln, die zur Funktionalität des Betriebes beitragen sollen. Der Betriebssport gehört aus diesen Gründen zum Repertoire der Betriebspolitik verschiedener französischer Großunternehmen dieser Zeit.²⁹

Neben dieser körperlichen Einprägung sozialer Tugenden soll der Körper auch gegen etwaige Gefährdung durch „Tanzveranstaltungen“,³⁰ der Geist von schädlichen Einflüssen wie dem Kino abgeschirmt werden. Die Beschwörung der Gefahr einer physischen und moralischen Degeneration der Arbeiter:innen verweist implizit auf die organizistische Ideologie der autoritären Rechten dieser Zeit. Prämisse dieser Ideologie ist, dass die moderne Gesellschaft durch ihre

27 Ebd., S. 108f.

28 Ebd. 109.

29 Marion Fontaine: Sport: du contrôle social à l'image de la performance, in: Jean-Claude Dumas / Alain Chatriot (Hg.): Dictionnaire historique des patrons français, Paris 2010, S. 919.

30 Ebd.

Tendenz zur Atomisierung und ihren Hedonismus die moralische Substanz der Volksklassen zerstöre und diese anfällig für Klassenkampf und Sozialismus mache. Der Gebrauch solcher Topoi der national-konservativen Rechten erklärt sich sicher auch dadurch, dass Lamirand während der 1930er-Jahre dem Veteranenverband der Croix-de-Feu,³¹ einer der bedeutendsten Massenorganisationen des extrem rechten Spektrums, nahestand.³²

Im September 1940 wurde Lamirand vom Marschall Pétain zum Generalsekretär für Jugend des Vichy-Regimes ernannt. Ein wichtiges Element der Erziehungspolitik dieses ständisch-autoritären Regimes war es, die Jugend durch staatlich organisierte körperliche Ertüchtigung, durch Sport und Pfadfinderaktivitäten, zu einsatzbereiten Gliedern des neuen Staates zu machen.³³ Daran sieht man, dass diese Form moralischer Erziehung durch Sport, durch Disziplinierung der Körper, auch im politischen Sinne zur Verfestigung von ideologischer Unterwerfung, zur Kontrolle von Verhaltensnormen und sozialen Hierarchien genutzt wurde.

Die Einschreibung von Rollenverständnissen in den Körper, die Habitusbildung, ist, diese Erkenntnis liegt der von Lamirand geleisteten Formalisierung der Rolle des Ingenieurs im Industriebetrieb zu Grunde, Voraussetzung für die Durchsetzung von Hierarchien. Einheit, Gemeinschaft und Unterschiede müssen körperlich eingeübt, markiert und kommunikativ nachvollziehbar gemacht werden.

Fazit

Es wurde gezeigt, wie Lamirand an verschiedenen Stellen seines Handbuchs Leitlinien im Hinblick auf die körperliche Hexis des Ingenieurs zur Verkörperung der Autorität im Betrieb darlegt. Zu viel Kumpanei zwischen Vorgesetzten, etwa manifestiert in körperlicher Nähe zwischen Personen aus verschiedenen Segmenten der Produktionshierarchie, wurde von Lamirand als schädlich herausgestellt, weil dies die Autorität der Führung insgesamt unterminiere. Von den „Marken des Respekts“, durch die die Betriebsleitung ihre Autorität anzeigt, stellen die körperlichen Symbole der Macht einen entscheidenden Teilaspekt dar. Der Ingenieur soll muskulös sein, er soll nicht zu schick gekleidet sein und soll nicht zögern, seinen körperlichen Einsatz unter Beweis zu stellen, um den Arbeiter:innen ein Gefühl von Zugehörigkeit zu vermitteln. Gleichzeitig soll er, wenn möglich durch körperliche Überlegenheit, den Unterschied in der Autorität zu den Arbeitern kenntlich machen. Der Blick verkörpert das körperlich-symboli-

31 Vgl. Samuel Kalman: *The Extreme Right in Interwar France: The Faisceau and the Croix de Feu*, Aldershot 2008.

32 Dard: *Un homme, un livre*, S. 408.

33 Marc Olivier-Baruch: *Das Vichy-Regime. Frankreich 1940–1944*, Stuttgart 1999, S. 114 f.

sche Spiel zwischen verobjektivierendem Abstand und Verbundenheit, welche anzeigt, dass die Belange der Arbeiter:innen ernst genommen werden. Die sozial-katholisch geprägte Ideologie der „Sozialen Aktion“ der Ingenieure vereint diesen doppelten Anspruch der Autorität des Ingenieurs und der Anerkennung der Belange der Arbeiter:innen.

Was die Repräsentationen des Körpers betrifft, so findet sich im Text eine Bezugnahme auf die unbeholfen schreibende Arbeiterhand und die Hexis des Arbeiters. Diese wird als kindlich-naiv dargestellt. Es wird an väterliche Gefühle appelliert und so die Vormundschaft der Ingenieure gegenüber den Arbeiter:innen legitimiert.

Zudem schlägt Lamirand Sport als Mittel der Habitusbildung vor. Durch die Bildung von Mannschaften, in denen Personen verschiedener Stufenleitern der Produktionshierarchie in Betriebsvereinen spielen, sollen Klassengraben überwunden und ein Gefühl der betrieblichen Zugehörigkeit geschaffen werden. Auch sieht Lamirand im Sport ein Mittel, nützliche verhaltenssteuernde Dispositionen wie Disziplin, Methode und Loyalität auszubilden und so die sporttreibenden Arbeiter:innen den Anforderungen der Betriebe, deren reibungslosem Funktionieren einzupassen. Politisch wurde diese Methode der Disziplinierung und Einheitsstiftung etwa durch das autoritäre Vichy-Regime genutzt, unter welchem Lamirand 1940 Jugendminister wurde.

Lamirands Handbuch der Menschenführung wurde als ein Leitfaden der Habitusbildung gedeutet, in welchem Fragen der Einübung und Ausübung von Autorität thematisiert und formalisiert werden. Als eine zentrale Dimension dieser Ausübung von Macht stellt Lamirand hier die Körpersprache heraus. Indem die Bezugnahme auf die Hexis durch Lamirand herausgearbeitet wurde, konnte aufgezeigt werden, wie körperliche Verhaltensweisen als „Marken des Respekts“ die Stabilität und Kommunikation von Machtbeziehungen ermöglichen, wie Autorität durch Körpersprache und -gestaltung erst verkörpert werden muss, um anerkannt zu werden. Auch wurde aufgezeigt, dass Körperpraktiken wie Gymnastik oder Mannschaftssport bei Lamirand als Mittel zur Herausbildung verhaltenssteuernder Dispositionen, von Moral, Disziplin und dynamischem Auftreten gedeutet werden und dass damit soziale Rollen und die mit diesen verbundenen objektiven Anforderungen, wenn sie den Subjekten nicht äußerlich und abstrakt bleiben sollen, somatisiert werden müssen. Insgesamt expliziert dieses Werk, was im besten Fall implizit, automatisiert, als verkörperlichtes Handlungswissen zur Disposition werden soll, um die Machtverhältnisse in kapitalistischen Betrieben zu stabilisieren.

„Körpertechniken“ – Marcel Mauss’ Annäherungen an den bio-psycho-sozialen Körper

Jean-Philippe Miller-Tremblay  und Nebiha Guiga 

Übersetzung aus dem Französischen: Johannes Bosch

Entstehungsgeschichte

Der Begriff der „Körpertechniken“, der in diesem Kapitel präsentiert wird, stammt aus einem Vortrag mit demselben Titel, den der französische Anthropologe Marcel Mauss (1872–1950) am 17. Mai 1934 hielt und 1936 als Artikel im „Journal de Psychologie“ veröffentlichte.¹

Mauss war zunächst Schüler und Mitarbeiter seines Onkels, des französischen Soziologen Émile Durkheim. Seine wissenschaftliche Karriere begann in den 1890er-Jahren mit Arbeiten zur Religionssoziologie.² Er war zudem ein wichtiges Mitglied von Durkheims Zeitschrift *L'Année sociologique*. Nach dem Ersten Weltkrieg und dem Tod Durkheims entwickelte Mauss, obwohl er zugleich das intellektuelle Erbe seines Onkels fortführte, seine eigenen Ideen, ohne diese jedoch zu systematisieren. Mit der Einrichtung eines Instituts für Ethnologie leistete er darüber hinaus 1925 einen Beitrag zur institutionellen Etablierung dieses Faches. 1934 war Mauss, inzwischen Professor für Soziologie am renommierten Collège de France, ein anerkannter Wissenschaftler und hatte bereits sein bekanntestes Werk, den Essay „Die Gabe“ veröffentlicht.³

Diese ersten Etappen seiner Karriere sind wichtig nachzuvollziehen, will man seinen Ansatz einer Anthropologie des „ganzen Menschen“ („l’homme total“) verstehen, die die „Verflechtung der biologischen, psychologischen und soziologischen Ebenen, die [den Menschen] bestimmen“,⁴ berücksichtigt. Diese Verflechtung wird explizit wieder aufgenommen für die Konzeptualisierung der „Körpertechniken“. In diesem Kontext interessiert sich Mauss nämlich für den Körper und die unterschiedlichen Arten, diesen in menschlichen Gesellschaften zu gebrauchen. Da er keine Feldforschung betrieb – er unterschied zwischen der observierenden Ethnologie und der interpretierenden Anthropologie –, nutzte Mauss in diesem Artikel häufig seine eigenen Erfahrungen als Beispiele. Ein großer Teil der Beispiele bezieht sich auf militärische Zeitschriften und seine eigene

1 Marcel Mauss: Les techniques du corps, in: Journal de Psychologie, XXXII/34 (1935), S. 271–293.

2 Henri Hubert/Marcel Mauss: Essai sur la nature et la fonction du sacrifice, in: L'Année sociologique, 2 (1899), S. 29–138.

3 Marcel Mauss: Essai sur le don, 2. Aufl., Paris 2012.

4 Gaëlle Lacaze: Les techniques du corps chez les Mongols. Une application de la notion maussienne, in: Techniques & Culture 42 (2004), S. 112.

Weltkriegserfahrung. Obwohl Mauss damals bereits 43 Jahre alt und Sozialist sowie Pazifist war, hatte sich Mauss 1914 als Freiwilliger zur Armee gemeldet. Dort arbeitete er als Übersetzer, da er in Großbritannien gelebt hatte und Englisch sprach. In seinem Haupteinsatzgebiet bei Ypern hatte er die Schlachten des Krieges direkt miterlebt. Neben dem Zeitkontext, in dem der Artikel geschrieben wurde, nämlich der Zwischenkriegszeit mit ihren intensiven Debatten in den Sozialwissenschaften sowie jener der Schule der Annales in der Geschichte, bildete die Erfahrung des Krieges und der Kämpfe wichtige Elemente, die in das Konzept der Körpertechniken einfließen.

In diesem Beitrag soll zunächst das Konzept der Körpertechniken vorgestellt und die Art, wie es in den Sozialwissenschaften verwendet wird, untersucht werden. Darüber hinaus werden methodologische Ansätze vorgestellt, die dieses Konzept für Historiker:innen bietet. Das Konzept ermöglicht, in der Körpergeschichte zu begreifen, auf welche Art und Weise der Körper verwendet werden kann. Es lenkt die Aufmerksamkeit auf körperliche Gesten, die in eine soziale, aber auch biologische und psychologische Umwelt eingelassen sind. Was bezeichnet nun das Konzept der „Körpertechniken“?

Für Maus sind „Körpertechniken“ die „Arten, wie sich die Menschen, Gesellschaft für Gesellschaft, in traditioneller Weise ihrer Körper zu bedienen wissen“.⁵ Der folgende Text Mauss' kann als eine Serie anregender Beobachtungen gelesen werden, die diese Definition veranschaulichen sollen. Er versammelt Beobachtungen unter dem Konzept „Körpertechniken“ und wendet sich damit Phänomenen zu, die seine Kolleg:innen zuvor unter der Rubrik „Verschiedenes“ einsortiert hatten; also einer Rubrik, die all jenes zusammenfasst, das noch nicht in „organischer Weise“ konzeptionell erfasst werden konnte.⁶ Daher rührt der experimentale Charakter seines Beitrags. Ob es sich um das Schwimmen, Marschieren oder selbst das Liegen handelt: Mauss versucht zu zeigen, dass „die Handlung von außen bestimmt ist“.⁷ Es wäre falsch zu denken, eine Handlung sei ausschließlich das Produkt individueller psychischer Mechanismen, denn sie ist zuallererst biologisch und sozial bestimmt. Ebenso falsch wäre es zu glauben, eine Handlung sei natürlich oder zumindest biomechanischen Zwängen unterworfen, die für die gesamte Menschheit dieselben sind. Mauss setzt, um Marie-Luce Gélard zu zitieren, als Objekt seiner Analyse den „Körper in seiner dreifachen, bio-psycho-sozialen Dimension“.⁸ Der Körper ist das erste technische Werkzeug des Menschen und geht allen äußerlichen Instrumenten voraus.⁹ Und wie jedes technische Werkzeug ist er geschaffen für einen effizien-

5 Mauss: *Les techniques du corps* (1935), S. 271.

6 Ebd., S. 271.

7 Ebd., S. 278.

8 Marie-Luce Gélard: „Les techniques du corps“ de Marcel Mauss. *Renouveau ou retour sur une question annexe*, in: Erwan Dianteill (Hg.): *Marcel Mauss, l'anthropologie de l'un et du multiple*, Paris 2013, S. 81–100.

9 Ebd., S. 280.

enten psychischen, physiologischen und sozialen Gebrauch. Zusammengefasst lässt sich sagen, dass Mauss den „Körper“ von der sozialen Seite her betrachtet; er interessiert sich zum Beispiel für die Unterschiede in Hinblick auf Alter und Kultur, die die verschiedenen Arten bestimmen, sich des eigenen Körpers zu bedienen. Aber Mauss vernachlässigt dabei nicht die psychologische und biologische Dimension. Es ist gerade die Berücksichtigung der Komplexität des Körpers in seiner Gesamtheit als multidimensionales technisches Instrument, die einen großen Reiz des Konzeptes ausmacht.

Zentrale Beiträge

Dieser Artikel hat, besonders in Frankreich, erst spät die Soziolog:innen, Historiker:innen und Anthropolog:innen inspiriert. Die Soziologen Dominique Memmi und Oliver Martin identifizierten drei Phasen der Rezeption von Mauss' Werk in den französischen Sozialwissenschaften, unter denen der Artikel zu den „Körpertechniken“ einen wichtigen Platz einnimmt. Als Mauss 1950 starb, erschien der Sammelband „Sociologie et anthropologie“,¹⁰ der einen Teil seines Werkes, darunter den betreffenden Artikel, vereinte. 1968 erschien Mauss' Gesamtwerk in drei Bänden¹¹ sowie zwei Werke seines Schülers, des Soziologen Jean Cazeneuve.¹² Schließlich veröffentlichten Mitte der 1990er-Jahre der kanadische Soziologe Marcel Fournier eine Mauss-Biographie¹³ sowie Bruno Karsenti eine wichtige Monographie zu Mauss' Theorie mit dem Untertitel „die totale soziale Tatsache“.¹⁴ Dem letztzitierten Soziologen zufolge führte die Marginalität von Mauss, insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg, dazu, dass ein fundierter soziologischer Kommentar zu seinem Werk erst in den 1990er-Jahren, 40 Jahre nach seinem Tod, erscheinen konnte.¹⁵ Seit Beginn der 2000er-Jahre lässt sich jedoch eine Explosion der Referenzen auf Mauss' Werk beobachten, unter denen sein Artikel zu den „Körpertechniken“ eine wichtige Rolle einnimmt. So vereinte eine vielbeachtete internationale Tagung zu seiner wissenschaftlichen Aktualität 2005 Beiträge, die sich über so verschiedene Themen wie königliche Kunst in Afrika, das System der Umweltwahrnehmung nomadischer Völker in der Mongolei sowie der philosophischen Methodologie erstreckten.¹⁶

10 Marcel Mauss: *Sociologie et anthropologie*, Paris, 1950.

11 Marcel Mauss: *Œuvres*, 3 Bde., Paris 1968.

12 Jean Cazeneuve: *Mauss*, Paris 1968; Jean Cazeneuve: *Sociologie de Marcel Mauss*, Paris 1968.

13 Marcel Fournier: *Marcel Mauss*, Paris 1994.

14 Bruno Karsenti: *Marcel Mauss: le fait social total*, Paris 1994.

15 Olivier Martin/Dominique Memmi: *Marcel Mauss: la redécouverte tardive des Techniques du corps*, in: Dies. (Hg.): *La tentation du corps. Corporéité et sciences sociales*, Paris 2009, S. 14.

16 Die Beiträge dieser Tagung wurden unter dem Titel „Marcel Mauss et les techniques du corps“ in der Zeitschrift *Le Portique* 17 (2006) publiziert.

Dennoch bleibt in den neuerdings zahllosen Studien zu diesem mittlerweile als Schlüsselbegriff der Sozialwissenschaften gehandelten Konzept die Rezeption zum „fait guerrier“, der „Tatsache des Krieges“, unterrepräsentiert. Zuletzt wurde der Text in einer Übersichtsdarstellung der französischen Historikerin Odile Roynette zur Geschichte des Krieges erwähnt. In einem kurzen Kommentar, der verschiedene weitere Lesarten des Textes vorschlägt, nennt sie Mauss unter Bezugnahme auf den Artikel der „Körpertechniken“ einen Vorreiter der soziologischen Untersuchung der „Kasernen- und Militärdienst Erfahrung“,¹⁷ ohne jedoch tiefer darauf einzugehen. Wie im Beispielartikel im vorliegenden Band zu zeigen sein wird, widmet Mauss einen erheblichen Teil seines Artikels den Körpertechniken im militärischen Bereich. Seinem Schüler und Freund André Georges Haudricourt zufolge stellten Mauss' Erfahrungen als Übersetzer im Ersten Weltkrieg zudem seine einzige „Feldforschung“ dar, die er zu zahllosen Gelegenheiten in seinen Vorlesungen erwähnte.¹⁸ Roynettes Bezugnahme auf Mauss' Artikel ist umso bedeutsamer, als sie eine anerkannte Forscherin zur französischen Kaserne des 19. Jahrhunderts ist.¹⁹ Dieses Beispiel ist typisch für viele Historiker:innen des Krieges: Während sie den Artikel aufgrund seiner aktuellen Verbreitung kennen, erwähnen sie ihn als Kuriosität im Zusammenhang mit der Erforschung der Körperlichkeit im Krieg, ohne ihn jedoch als konzeptionelle Anregung zu verwenden.

Eine mögliche Erklärung für das eher gemischte Interesse unter den Historiker:innen des Krieges für den Begriff der „Körpertechniken“ liegt in der sicherlich unzureichenden Berücksichtigung der materialen Kultur in Mauss' Artikel. So erklärt der Anthropologe Jean-Pierre Warnier, „Mauss begnügt sich damit, das materiale Objekt anzudeuten, das wir im Hintergrund ahnen“.²⁰ Er konzentriert sich, wie oben gezeigt, auf den Körper als Instrument und bezieht nicht die Totalität der materialen Kultur mit ein. Dies schränkt allerdings, so Marie Pierre Julien, seine (und damit auch unsere) Reflexion ein, denn kein bio-psycho-sozialer Körper kann ohne die Objekte existieren, mit denen er in Verbindung steht.²¹ Diese Beobachtung gilt insbesondere für den Körper im Krieg, der nicht ohne Waffen und sonstige Ausrüstung verstanden werden kann. Für den Ersten Weltkrieg zeigte dies Stéphane Audoin-Rouzeau anhand dreier Objekte, nämlich

17 Odile Roynette: *La fabrique du soldat*, in: Bruno Cabanes (Hg.): *Une histoire de la guerre: du XIX^e siècle à nos jours*, Paris 2018, S. 268.

18 Jean-François Bert: *L'atelier de Marcel Mauss: un anthropologue paradoxal*, Paris 2012, S. 126–127.

19 Odile Roynette: „Bons pour le service.“ *L'expérience de la caserne en France à la fin du XIX^e siècle*, Paris 2000.

20 Interview mit Jean-Pierre Warnier, Oktober 1997, zitiert nach: Marie-Pierre Julien: Introduction, in: Jean-Pierre Warnier/Marie-Pierre Julien (Hg.): *Des „Techniques du corps“ à la synthèse corporelle. Mises en objets*, Paris 1999, S. 17.

21 Marie-Pierre Julien: Introduction, in: Pierre Warnier/Marie-Pierre Julien (Hg.): *Des „Techniques du corps“ à la synthèse corporelle. Mises en objets*, Paris 1999, S. 16

der Explosion einer Granate, eines Armeedolches sowie eines Modells, das einen Giftgasangriff von 1915 darstellte.²²

Des Weiteren könnte dieses gemischte Interesse darin begründet liegen, dass Mauss' primäres Interesse darin bestand, „die Arbeit im Feld für professionelle wie Amateurbeobachter zu erleichtern“, indem er die „unendliche Variabilität“ der „Körpertechniken“ aufzeigte.²³ Diese steigern unbestritten die Sensibilität für unterschiedliche körperliche Erfahrungen. Um jedoch einen kohärenten konzeptuellen Ansatz zu entwickeln, sind weitere Schritte nötig, die in Mauss' Artikel nicht enthalten sind. Insbesondere die Kriegsgeschichte verwendet traditionell nicht den Begriff der „Körpertechniken“. Die Operationalisierung dieses Konzepts war und ist immer noch eine wichtige Perspektive für diejenigen Sozialwissenschaftler:innen, die ihn benutzen wollen; ein Unternehmen, das noch nicht abgeschlossen zu sein scheint.

Leistungen und heutiger Stand

Dennoch könnte sich dieses Konzept für die Geschichtswissenschaft, insbesondere für die Kriegsgeschichte, als nützlich erweisen. Um besser zu verstehen, wie die Untersuchung des Krieges von dem Konzept profitieren könnte, erweist sich ein Beitrag des Philosophen Bernard Andrieu über das Schwimmen als hilfreich.

Das Schwimmen hatte eine disziplinierende Funktion für die französische Armee zwischen 1877 und 1914. Gleichzeitig war es olympische Disziplin, und in Paris standen anlässlich der Olympischen Spiele von 1900 die verschiedenen Techniken (die amerikanische, britische und australische) in Konkurrenz zueinander. Außerdem stießen bei diesem Thema die Anhänger einer „natürlichen Methode“, wie Georges Hébert, sowie diejenigen einer sogenannten physiologischen Methode, wie Georges Démeny, der „den Akzent [eher] auf die Effizienz des Organismus, ausgehend von einer Reflexion über die Fortbewegungsökonomie, legte“,²⁴ aufeinander. Die Methode des Ersteren wurden von der französischen Marine 1909 übernommen und spielten eine bedeutende Rolle in den Leibesübungen der Armee zwischen 1914 und 1918. Letzterer, 1873 Gründer des *Cercle de gymnastique rationnelle*, war Assistent des berühmten Physiologen Eti-

22 Stéphane Audoin-Rouzeau: *Les armes et la chair. Trois objets de mort en 1914–1918*, Paris 2009.

23 Jean-François Bert: Lire „Les Techniques du corps“, re-lire Marcel Mauss, in: Ders. (Hg.): „Les techniques du corps“ de Marcel Mauss. Dossier critique, Paris 2012, S. 10 f.

24 Bernard Andrieu: Hétéro-réflexivité des techniques du corps. L'épistémologie physio-psycho-sociale de Marcel Mauss, in: *Le Portique. Revue de philosophie et de sciences humaines* 17 (2006), S. 8.

enne-Jules Marey²⁵ und erfand das Phonoskop, ein Gerät, mit dem die Bewegungen bildlich aufgezeichnet werden konnten.²⁶

In diesem Zusammenhang hat die Methodologie der „Körpertechniken“ ein doppeltes Ziel. Sie eröffnet erstens neue Gegenstandsbereiche, indem sie diese entnaturalisiert und historisiert. Zweitens ermöglicht sie neue Vorgehensweisen, um diese neuen Objekte zu untersuchen. So wird es möglich zu untersuchen, auf welche Weise Männer und Frauen ihre Körper in verschiedenen Abschnitten ihrer Existenz benutzten. Dadurch können Studien zu Techniken des Gebärens, des Marschierens oder des Tanzens betrieben werden. Gegenstand könnten die historische Entwicklung körperlicher Techniken werden sowie die Arten, wie diese gelehrt werden – im familiären Umfeld oder, wie eben am Beispiel der Militärgeschichte gezeigt, in einem stärker formalisierten institutionellen Umfeld.

Bei der Untersuchung dieser Techniken stellt sich allerdings, besonders für Historiker:innen, die Frage nach den Quellen. Die institutionell vermittelten „Körpertechniken“, wie der militärische Marsch oder auch der Tanz, können textuelle Spuren hinterlassen, wie beispielsweise in Handbüchern, die die „idealen“ Bewegungen ausführen. Dies ermöglicht das präzise Studium jeder Bewegung, die für die jüngere Zeit teils auch durch eine fotografische Dokumentation unterstützt wird. Dies ist jedoch nicht für alle „Körpertechniken“ der Fall, besonders nicht für diejenigen des Alltags, für die die kulturelle Variabilität weniger augenscheinlich ist. Die Schwierigkeit kommt ferner daher, dass ein Großteil der Körpertechniken dem zugehört, was Michael Polanyi „tacit knowledge“ genannt hat.²⁷ Dieses Konzept bezeichnet etwas, das man zwar wissen, aber nicht beschreiben kann; da es sich um ein inkorporiertes Wissen handelt, würde die sprachliche Beschreibung seinen Charakter verändern. Polanyi beschreibt als Beispiel das Führen eines Fahrzeugs, das vor allem durch Imitation gelehrt wird. Es ist sehr schwer, mit sprachlichen Mitteln präzise zu beschreiben, welche Bewegungen nötig sind, um ein Kupplungspedal zu bedienen, selbst wenn man selbst dieses Wissen inkorporiert hat. Das Lernen geschieht hier durch Wiederholung und Fehler. Der Schüler entdeckt und inkorporiert dabei die Weise, wie er seinen Körper bewegt. Das Studium solcher Objekte stellt daher eine besondere Herausforderung dar, denn die Textquellen sind selten und unterliegen darüber hinaus einer doppelten Verformung durch die Sprache: durch diejenige der Quelle sowie die der Historiker:innen. Andere Quellen, wie Bilder sowie, in neuerer Zeit, Filme, ermöglichen es, Bewegungen zu beobachten, während archäologische Quellen (wie Leichen) die physischen Folgen bestimmter Körper-

25 In einem anderem Beitrag in diesem Buch sehen Sie, wie die Arbeiten Etienne-Jules Mareys als Inspirationsquelle für ein Handbuch zur Ausbildung der französischen Infanterie von 1914 dienten, siehe: Jean-Philippe Miller-Tremblay: Im Gleichschritt gehen.

26 Bernard Andrieu: Hétéro-réflexivité des techniques du corps. L'épistémologie physio-psycho-sociale de Marcel Mauss, in: *Le Portique. Revue de philosophie et de sciences humaines* 17 (2006), S. III.

27 Michael Polanyi: *The tacit dimension*, London 1967.

techniken sehen lassen – beispielsweise die Knochenverformungen von Reitern. Wie oben erwähnt, sollten auch die Objekte, die mit Körpertechniken in Verbindung stehen, in die Untersuchung einbezogen werden. In der Regel sind diese Objekte nämlich den Körpertechniken, für die sie bestimmt sind, angepasst. Ihre Entwicklung ist ein Spiegel der Entwicklung der fraglichen Körpertechniken. Wo es angebracht ist, kann der Fokus auf Körpertechniken auch die Forscher:innen dazu bringen, mit ihren eigenen Körpern die Techniken der Vergangenheit auszuprobieren, um die „tacit dimension“ zu erfassen, wobei selbstverständlich im Bewusstsein bleiben muss, dass ein solches Vorgehen Grenzen unterliegt aufgrund der generellen Differenzen der Körpertechniken der Gegenwart gegenüber denjenigen des Untersuchungsgegenstandes.²⁸

Im weiteren Sinne fordert Mauss mit seinem Artikel zum „körperlichen Einsatz des Forschers in der Beobachtungssituation“ auf.²⁹ Durch persönliche und familiäre Anekdoten, die er häufig aus dem bzw. präziser aus *seinem* Alltagsleben bezieht, bringt er den Leser:innen die Bedingungen der Wissensproduktion in den Sozialwissenschaften näher. Dies erklärt vielleicht das anhaltende Interesse in der Wissenschaft an diesem Text. Er macht das „Räderwerk“ der wissenschaftlichen Entdeckung, das häufig unsichtbar bleibt, zugänglich.

Es lässt sich zusammenfassen, dass die Geschichtswissenschaft Mauss' Artikel nicht als Quelle eines kohärenten konzeptuellen Ansatzes genutzt hat. Dennoch ist der Text heute in der Geschichtswissenschaft weithin bekannt, denn er entwickelt mit verschiedenen Beispielen eine Sensibilität für die verschiedenen Verwendungen des Körpers und für seinen dreifachen Charakter als bio-psycho-soziale Einheit. Seine erfrischende Aktualität, unbestritten der Grund seiner großen Verbreitung, ist ergreifend. Nach mehr als 80 Jahren zeigt er uns immer noch potenzielle neue Untersuchungsobjekte auf.

Andererseits wirft das Konzept methodologische Probleme auf, vor allem aufgrund des überwiegend impliziten Charakters des untersuchten Wissens, sodass er einen gewissen methodischen Erfindungsreichtum, der dennoch sorgfältig reflektiert werden muss, abverlangt. Das Konzept der Körpertechniken stellt keine vollständige Methodologie dar. Es erlaubt aber, den verschiedenen Dimensionen der Menschen der Vergangenheit eine Aufmerksamkeit zu widmen, die anders schwer umzusetzen wäre.

Jean-Philippe Miller-Tremblay  <https://orcid.org/0000-0002-0861-0263>
 Nebiha Guiga  <https://orcid.org/0000-0003-1388-7627>

28 Victor Davis Hanson: *Le Modèle occidental de la guerre La bataille d'infanterie dans la Grèce classique*: übersetzt von Alain Billault, Paris 2007; Daniel Jacquet/Dora Kiss: *L'expérimentation du geste martial et du geste artistique. Regards croisés*, in: e-Phaistos. Revue d'histoire des techniques/Journal of the history of technology 1 (2015), S. 56–72.

29 Bert: *L'atelier de Marcel Mauss*.

Im Gleichschritt marschieren – eine Körpertechnik

Eine Untersuchung im Anschluss an die Beobachtungen Marcel Mauss'

Jean-Philippe Miller-Tremblay 

Übersetzung aus dem Französischen: Johannes Bosch

Einleitung

In seinem Artikel über die „Körpertechniken“¹ beschreibt Marcel Mauss eine Kuriosität des militärischen Marsches, ein Beispiel, das er noch häufiger nutzte, um sein Konzept zu veranschaulichen. Es handelt sich um eine längere Beschreibung, die hier in ihrer Gesamtheit zitiert wird, um die Eigenheiten und das experimentelle Vorgehen des Autors zu illustrieren:

„Eine Anekdote noch zum *Marsch*. Sie wissen alle, dass die britische Infanterie mit einem anderen Schritt marschiert als die unsere: anders in der Frequenz und in der Länge. Ich spreche im Moment nicht vom Schwung, nicht von der Bewegung des Knies usw. Nun, das Regiment von Worcester, das während der Schlacht an der Aisne (im September 1914 während des Ersten Weltkriegs) neben der französischen Infanterie bedeutende Taten vollbracht hat, bat um die königliche Erlaubnis, französische Schellen und Schlagzeug sowie eine Gruppe von französischen Trompetern und Trommlern einzusetzen. Das Ergebnis war wenig ermutigend. Während beinahe sechs Monaten sah ich in den Straßen von Bailleul, lange nach der Schlacht an der Aisne, das folgende Schauspiel: Das Regiment hatte seinen englischen Marsch beibehalten und marschierte ihn mit französischem Rhythmus. An seiner Spitze war sogar ein kleiner Adjutant der französischen Jäger, der die Trompete besser blasen und den Takt besser schlagen konnte als alle anderen. Das unglückliche Regiment der großen Engländer jedoch konnte nicht marschieren. Nichts an seinem Marsch war harmonisch. Es wollte im Gleichschritt marschieren, aber die Musik passte nicht zum Schritt. Schließlich war das Regiment von Worcester gezwungen, die französischen Trommeln aufzugeben.“²

Anknüpfend an Mauss' prägnante Beobachtung konzentriert sich dieses Kapitel auf die beiden Elemente, die die Aufmerksamkeit in erster Linie auf sich ziehen: die Frequenz (hier Kadenz genannt) und die Länge des Schritts. Diese beiden

1 Marcel Mauss: Les Techniques du Corps, in: Journal de Psychologie 32/34 (1936), S. 271–293.

2 Ebd., S. 276.

Elemente werden daher in den Quellen behandelt. Das Kapitel folgt dabei den Prinzipien der Mauss'schen Methode, wie sie im zugehörigen Methodenkapitel³ dieses Buches dargelegt wurden. Das vorliegende Fallbeispiel befasst sich speziell mit dem Mauss'schen Konzept der „Körpertechniken“ und seiner dreifachen „bio-psycho-sozialen“ Dimension.

Quelle und Operationalisierung

Mauss interessiert in seinem Artikel zu den „Körpertechniken“ die Unmöglichkeit, zwei verschiedene Militärmärsche zu verbinden. Die Grundprinzipien dieser Körpertechniken sind zwar die gleichen: Jede der beiden Armeen übte eine Form des Marsches aus, die aus synchronisierten, gleichförmigen Bewegungen besteht, die auf Befehl hin ausgeführt wurden. Aber diese beiden Märsche waren offensichtlich unvereinbar. Wie lässt sich diese Unvereinbarkeit erklären? Die Antwort ist einfach: Obwohl die Grundprinzipien dieser Körpertechniken die gleichen sind, weichen bestimmte Elemente voneinander ab und machen jegliche Kompatibilität unmöglich. Aber welche Elemente sind das? Um diese Frage zu beantworten, soll versucht werden, die Beobachtung von Mauss – mit seiner Methode, aber mit anderen Quellen – zu konkretisieren.

Mauss untersuchte die nationalen und kulturellen Varianten des Militärmarsches. Hier wird darüber hinaus auch dessen historische – also zeitliche – Variation berücksichtigt. Als Quellen dienen vier Ausbildungshandbücher der französischen und britischen Infanterie im langen 19. Jahrhundert. Genauer gesagt werden für diesen Zweck je zwei Dokumente dieser beiden Armeen analysiert: zwei Handbücher aus dem frühen 19. Jahrhundert und zwei Handbücher aus dem frühen 20.

Für das frühe 19. Jahrhundert wird das Buch „Field Exercises and Evolutions“ von 1833,⁴ ein britisches Ausbildungshandbuch der Infanterie, und das Buch „Première Partie du règlement concernant l'exercice et les manoeuvres de l'infanterie“ von 1830,⁵ ein französisches Handbuch, untersucht. Diese ersten beiden Handbücher wurden ausgewählt, weil sie nach den Napoleonischen Kriegen veröffentlicht wurden. Diese Kriege stellten den Höhepunkt des Einsatzes enger Formationen auf dem Schlachtfeld dar. Von diesem Zeitpunkt an erlebten die europäischen Armeen den fortschreitenden Niedergang dieser Formationen im Kampf, was hauptsächlich auf die Entwicklung der Waffentechnik zurückzu-

3 Siehe den Artikel „Körpertechniken“ in diesem Band.

4 Great Britain Army: Field Exercise and Evolutions of the Army, as revised in 1833, London 1833, S. 336.

5 Ministère de la Guerre: Ecole du soldat et de peloton. Première partie du règlement concernant l'exercice et les manoeuvres de l'infanterie, Nancy 1830, S. 227.

führen ist.⁶ Das frühe 19. Jahrhundert stellte somit einen „Höhepunkt“ in der Geschichte dieser Körpertechnik dar, die nicht nur im Kampf, sondern auch in der Ausbildung und der Zeremonie eingesetzt wurde. Die Symbiose dieser drei Anwendungsfälle verankerte sie tief in den europäischen militärischen Institutionen.

Für das frühe 20. Jahrhundert werden zwei Handbücher untersucht, die vor dem Ersten Weltkrieg veröffentlicht wurden. Konkret handelt es sich um das britische Handbuch „Infantry Training (4-Company Organization), 1914“⁷ und das französische Handbuch „Règlement de manoeuvre d’infanterie du 20 avril 1914.“⁸ Diese beiden Handbücher sind wichtig, weil sie sich im Gegensatz zu den beiden vorhergehenden Handbüchern von der Verwendung enger Formationen im Kampf distanzieren. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts beschleunigte sich der Wandel in der Bewaffnung insbesondere durch die Einführung des Maschinengewehrs, der Schnellfeuerartillerie und des Gewehrs mit Magazin. Diese Beschleunigung fand ihren Höhepunkt im Ersten Weltkrieg, der das endgültige Ende des Einsatzes enger Formationen in der Nähe des feindlichen Feuers einläutete. Die oben erwähnte Symbiose zwischen Zeremonie, Ausbildung und Kampf hörte auf zu bestehen. Dies war das Ergebnis eines langfristigen Prozesses, dessen Bedeutung hervorgehoben werden muss.

Die vier Dokumente sind keine Wiedergaben von direkten Beobachtungen, sondern bilden unter anderem das Produkt einer Rationalisierung vielfältiger Kampferfahrungen. Sie erläutern eher eine „ideale“ Körpertechnik, dies aber in detaillierter Form. Daher sind die Handbücher besonders nützlich, um das Tempo und die Länge des Schritts zu beurteilen und zu beziffern. Dies sind entscheidende Elemente zur Untersuchung der Körpertechniken zweier Armeen, deren Unvereinbarkeit Marcel Mauss in der oben zitierten Passage durch den Vergleich nur andeutet.

Zunächst müssen die Grenzen des Ansatzes bestimmt werden. Indem allein die vier genannten Quellen betrachtet werden, die in Abständen von mehreren Jahrzehnten veröffentlicht wurden, werden erstens bewusst die Zwischenschritte übergangen, um stattdessen die Grundzüge eines langfristigen Prozesses nachzuzeichnen.⁹ Zweitens bedeutet die Verwendung solcher Quellen, dass die Betrachtung des Militärmarsches erheblich von der ursprünglichen Perspektive Marcel Mauss’ abweicht. Mauss arbeitete zur Beschreibung seines Fallbeispiels auf der Grundlage direkter, eigener Beobachtungen während des Ersten Weltkriegs.

6 Hew Strachan: Training, Morale and Modern War, in: Journal of Contemporary History, 41/2 (2006), S. 211–227.

7 General Staff, War Office: Infantry Training (4-Company Organization), London 1914, S. 265.

8 Ministère de la Guerre: Règlement de manoeuvre d’infanterie du 20 avril 1914, Paris 1915, S. 181.

9 Wir weisen auch darauf hin, dass wir komplexe Arten des Gehens, wie schräge Schritte oder nicht kadenziierte Schritte, von unserer Analyse ausschließen, da diese in diesem Auszug aus Mauss’ Text nicht behandelt werden.

Fallbeispiel: Im Gleichschritt marschieren – eine Körpertechnik

Englische Quellen

Erscheinungsjahr	1833			1914		
	Slow time	Quick time	Double time	Slow time	Quick time	Double time
Marschart						
Kadenz (in Schritt/Minute)	75	108	150	75	120	180
Schrittlänge (in cm)	≈ 76	≈ 76	≈ 76	≈ 76	≈ 76	≈ 102

Tabelle 1 Kadenz und Schrittlänge in den englischen Handbüchern¹⁰

Auf britischer Seite lässt sich dem Handbuch von 1833 entnehmen, dass die Gewährleistung der Genauigkeit von Schrittlänge und Geschwindigkeit ein ständiges Problem in der Armee darstellte. Die Länge des Schrittes musste regelmäßig mit einem „pace stick“, einem Schrittstab, gemessen werden. Dies war ein zweiarziger Stock in Form eines riesigen Kompasses mit genormten Abmessungen, der bei jedem Schritt des Marsches gedreht wird. Dieses Vorgehen war besonders wichtig während der Ausbildung. Wenn sich eine Gruppe von Rekruten in Marschgeschwindigkeit bewegte, z. B. in einer Dreier- oder Viererreihe, musste ein Mann an der Seite der Formation stehen und den Schrittstab verwenden. Mit diesem Werkzeug regulierte der Mann die Geschwindigkeit aller Rekruten.¹¹ Die Zeit wurde mit einem Pendel gemessen, das als „plummet“ oder als „pendulum“ bezeichnet wurde. Unter diesen Namen wurde es bis 1896 in verschiedenen Broschüren und Anleitungen der Infanterie erwähnt.¹² Das Pendel wurde aus einer nicht dehnbaren Schnur und einer Musketenkugel hergestellt, indem man die verschiedenen Schrittartern auf die Schnur schrieb.¹³ Je kürzer die Schnur war, desto schneller wurde das Tempo. Durch die Markierung der Schnur konnte die Schrittfrequenz genau reproduziert werden. Wenn die Schrittfrequenz und -länge nicht streng kontrolliert wurden, kam es zum Aufbrechen der Formation und zur Verwirrung, auch wenn die verschiedenen Bataillone, die an einem großen Manöver teilnehmen, theoretisch auf die gleiche Weise ausgebildet worden waren.¹⁴

Im britischen Handbuch von 1833 beträgt die normale Schrittlänge 30 Zoll oder etwa 76 Zentimeter. Es gab jedoch drei Arten von Kadenz: „slow time“,

¹⁰ Die Veränderungen sind fett hervorgehoben.

¹¹ Great Britain Army, *Field Exercise and Evolutions* (1833), S. 35.

¹² Trevor Herbert/Helen Barlow: *Music and the British Military in the Long Nineteenth Century*, Oxford 2013, S. 21.

¹³ William Duane: *A Military Dictionary: Or, Explanation of the Several Systems of Discipline of Different Kinds of Troops, Infantry, Artillery, and Cavalry...*, Philadelphia 1810, S. 534; Great Britain Army: *Field Exercise and Evolutions* (1833), S. 16.

¹⁴ Great Britain Army: *Field Exercise and Evolutions* (1833), S. 35.

„quick time“ und „double time“, die 75, 108 und 150 Schritte pro Minute betragen.¹⁵ Hier soll nicht im Detail auf die Kontexte eingegangen werden, in denen diese drei Kadenzen verwendet wurden, aber es lässt sich zumindest sagen, dass die „slow time“ im Allgemeinen für den zeremoniellen Marsch verwendet wurde.¹⁶ Aber auch die Verwendung der „quick time“ in einem zeremoniellen Kontext war möglich. Auch musste ein Rekrut, bevor er einen schnelleren Rhythmus erlernen konnte, zunächst in der Lage sein, einen langsameren Schritt auszuführen, wie in den aufeinanderfolgenden Schritten des Instruktionsprogramms dieses Handbuchs gezeigt wird. Die Geschwindigkeit des Marschschrittes wurde also in progressiver Form erlernt. Die „slow time“ ist der erste Marsch, der erlernt wurde und die Grundlage bildete für schnellere Marscharten. Im Jahr 1914 änderte sich die „slow time“ nicht, aber die „quick time“ erhöhte sich auf 120 Schritte pro Minute und die „double time“ auf 180 Schritte pro Minute, während die Länge des Schritts für die „slow time“ und „quick time“ gleich blieb (30 Zoll) und für die „double time“ verlängert wurde (40 Zoll oder etwa 102 Zentimeter). Die „double time“ wurde so zu einem geeigneten Marsch, um große Entfernungen schnell und geordnet zurückzulegen, wie das moderne Schlachtfeld es manchmal erforderte.

Französische Quellen

Erscheinungsjahr	1830		1914	
Marschart	Pas ordinaire	Pas accéléré	Pas cadencé	Pas gymnastique
Kadenz (in Schritten/ Minute)	76	100	120	180 (170 avec arme)
Schrittlänge (in cm)	≈ 65	≈ 65	75	90 (80 avec arme)

Tabelle 2 Kadenz und Schrittlänge in den französischen Handbüchern¹⁷

Auf französischer Seite wurde der Kadenz und der Länge des Schrittes aus ähnlichen Gründen die gleiche Aufmerksamkeit geschenkt. Innerhalb der Grenzen unserer Quellen lässt sich jedoch feststellen, dass die Mittel zur Einprägung von Schrittlänge und Kadenz von der englischen Methode abwichen. So wurde es als notwendig angesehen, einen „gut gedrillten“ Mann zwei Schritte vor dem Führer gehen zu lassen, der dann „genau in der Spur“ des ersten gehen musste. Das Handbuch ergänzt: „Dies ist der sicherste Weg, um die Rekruten dazu zu bringen, die vorgeschriebene Länge und Geschwindigkeit zu gehen.“¹⁸

Im französischen Handbuch von 1830 werden zwei Arten des Marsches unterschieden: der „pas ordinaire“ (Normalschritt) und der „pas accéléré“ (beschleunigter Schritt).

15 Ebd., S. 16.

16 General Staff, War Office: Infantry Training (4-Company Organization) (1914), S. 26.

17 Die Veränderungen sind fett hervorgehoben.

18 Ministère de la Guerre, Ecole du soldat et de peloton (1830), S. 88.

nigter Schritt). Die Länge des französischen „pas ordinaire“ beträgt zwei Fuß oder etwa 65 Zentimeter, „von einer Ferse zur anderen“, und seine Kadenz beträgt 76 Schritte pro Minute. Die Länge des „pas accéléré“ ist die gleiche, aber seine Kadenz ist mit 100 Schritten pro Minute höher. Wie bei der britischen Armee mussten die Männer „in der Länge und Kadenz des normalen Schritts fest eingeübt sein“, bevor sie im beschleunigten Schritt ausgebildet wurden.¹⁹ Diese Marschart beschleunigte sich, ähnlich wie im britischen Fall, im langen 19. Jahrhundert erheblich. Aber im Gegensatz zum britischen Fall beschleunigte sich der auch langsamere Schritt, der nicht die Kadenz des frühen neunzehnten Jahrhunderts hielt. Auch wurde der Name des Marsches geändert, was ebenfalls ein Hinweis auf eine veränderte Körpertechnik ist. Im Jahr 1914 gab es die Ausdrücke „pas ordinaire“ und „pas accéléré“ nicht mehr. Sie wurden durch die Ausdrücke „pas cadencé“ (75 Zentimeter Länge und 120 Schritte pro Minute) und „pas gymnastique“ (90 Zentimeter Länge und „Normalgeschwindigkeit“ von 180 Schritten pro Minute) ersetzt. Das Tragen der Waffe veränderte die Länge und die Kadenz des „pas gymnastique“. Er war in diesem Fall kürzer und langsamer: 80 Zentimeter und 170 Schritte pro Minute.²⁰ Dies deutet auf die Modifikation der Technik durch die Waffe hin. Der Körper scheint also mit Waffe weniger schnell vorangekommen zu sein als ohne Waffe, da die Schrittlänge verkürzt und die Kadenz reduziert wurde. Ohne Experiment lässt sich nur vage vorstellen, wie unausgeglichen die Körper werden mussten, wenn sie mit der Waffe den schnellen „pas gymnastique“ beibehalten sollten.

Mit Mauss' Beobachtung lässt sich die Unvereinbarkeit besser verstehen, auf die er so dezidiert hinwies. So ist eine erste Möglichkeit, diese Unvereinbarkeit hervorzubringen, die Anwendung des langsamsten britischen Schrittes (75 Schritte pro Minute) mit französischer Kadenz (d.h. 120 Schläge pro Minute). Allerdings divergierten die Kadenzen so stark, dass jede Kompatibilität wahrscheinlich unmöglich geworden sein muss. Die Kadenz des französischen Parademarsches von 1914, die von der französischen Militärmusik vorgegeben wurde und die Mauss zu Beginn des Ersten Weltkriegs bei mehreren Gelegenheiten beobachtet hat, war deutlich schneller als die des britischen Parademarsches von 1914. Genauer gesagt handelte es sich um 120 Schritte von 75 Zentimetern Länge pro Minute in Frankreich, im Gegensatz zu 75 Schritten von etwa 76 Zentimetern pro Minute in Großbritannien. Konkret bedeutet dies, dass ein französischer Soldat zwei Schritte pro Sekunde machte im Vergleich zu etwa 1,25 Schritten pro Sekunde bei einem britischen Soldaten. Erstere konnten 90 Meter in einer Minute laufen, im Vergleich zu nur etwa 57 Metern bei den letzteren.

Wird nun als zweite Möglichkeit in Betracht gezogen, dass das britische Regiment versuchte, seine „quick time“ (d.h. seinen Marsch mit 120 Schritten pro Minute) zu nutzen, um französischer Marschmusik zu folgen (mit 120 Schlä-

¹⁹ Ebd., S. 143f.

²⁰ Ministère de la Guerre, *Règlement de manoeuvre d'infanterie* (1915), S. 53.

gen pro Minute), scheint dies zunächst vereinbar. Dennoch deutet der leichte Unterschied in der Länge des Schritts (etwa 76 Zentimeter im britischen Marsch gegenüber 75 Zentimeter im französischen) auf einen anderen Gang und damit auf eine eigene Form der Unvereinbarkeit hin. In Ermangelung zusätzlicher direkter Beobachtungen, z.B. des Schwungs von Beinen und Armen, ist es jedoch schwierig, diese Überlegungen weiterzuentwickeln. Allerdings ist diese zweite Möglichkeit weniger wahrscheinlich als die erste. Mauss bemerkte schließlich explizit: „Das Regiment hatte seinen englischen Marsch beibehalten und [...] marschierte ihn mit französischem Rhythmus“,²¹ was zur Vermutung veranlasst, dass es zumindest einen anfänglichen Unterschied zwischen dem Rhythmus des „englischen Marsches“ und dem Rhythmus der französischen Marschmusik gab.

Über den Versuch hinaus, die oben zitierte Beobachtung von Mauss besser zu verstehen, erlaubt diese Untersuchung, eine zusätzliche Beobachtung zur Geschichte der Körpertechniken in diesen beiden Armeen. Wie wir bereits erwähnt haben, beschleunigte sich die Kadenz der militärischen Märsche im Laufe des langen 19. Jahrhunderts generell. In der Tat wurde im Allgemeinen schneller marschiert. Der Historiker Hervé Dréviron behauptet, dieses Phänomen erkläre sich durch die notwendige Schnelligkeit, mit der die Armeen seither den von immer effizienteren Waffen erreichbaren Bereich durchqueren müssen,²² während der Historiker Arnaud Guinier für das Ancien Régime vorschlägt, dass einige französische Offiziere ein schnelleres Tempo forderten, weil es dem französischen Nationalcharakter besser entspreche.²³ Die vorliegende begrenzte Untersuchung legt nahe, dass dieses Muster bei französischen Offizieren während des langen 19. Jahrhunderts fortbestand. Es lässt sich auch hinzufügen, dass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die wissenschaftliche Rationalisierung alltäglicher Praktiken wie der des Gehens, also die Maximierung des Verhältnisses zwischen der zugeführten Energie und der Effizienz der Handlung, einen bedeutenden Einfluss auf die Armeen hatte.²⁴ In Frankreich wurden zum Beispiel Etienne-Jules Mareys berühmte Marschversuche in eben der Zeit sehr ernst genommen, als die französische Gebrauchsanweisung von 1914 geschrieben wurde. Tatsächlich wird darin auf „Professor Marey“ und seine Arbeit Bezug genommen, um die Unmöglichkeit zu erklären, auf „langen Strecken“ mit mehr als 120 Schritten pro Minute zu gehen, wobei implizit behauptet wird, dass genau dies die geeignetste Kadenz für solch lange Strecken ist.²⁵

Nach und nach ging diese Körpertechnik in den Habitus der Soldaten ein. Tatsächlich lässt sich feststellen, dass es in den Quellen vom Beginn des 19. Jahr-

21 Siehe den eingangs zitierten Ausschnitt aus Mauss: *Körpertechniken*.

22 Hervé Dréviron: *L'individu et la guerre. Du chevalier Bayard au Soldat inconnu*, Paris 2013, S. 243.

23 Arnaud Guinier: *De guerre et de grâce : le pas cadencé dans l'armée française de la seconde moitié du XVIII^e siècle (1750-1791)*, in: *e-Phaistos 4/1* (2015), S. 22 f.

24 Anson Rabinbach: *The Human Motor: Energy, Fatigue, and the Origins of Modernity*, Berkeley 1992, S. 84–119.

25 Ministère de la Guerre, *Règlement de manoeuvre d'infanterie* (1915), S. 23.

hundreds Erklärungen zur technischen Effizienz der beschriebenen Bewegungen gibt, während sie in den Quellen zu Beginn des 20. Jahrhunderts seltener werden. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war es offenbar notwendig, die Nützlichkeit dieser Bewegungen für den Kampf und seine Vorbereitung zu erklären. Diese Erklärungen waren von wesentlicher Bedeutung für eine überwiegend militärische Leserschaft, die die Gründe ihrer Effizienz verstehen wollte. Der Offizier oder Unteroffizier, der dieses Handbuch zu Rate zog, musste dann in der Lage sein, es in einfachen Worten zu erklären und die Rekruten, die er unterrichten sollte, zu überzeugen. Letztere mussten ihrerseits eine radikal andere Art des Umgangs mit ihrem Körper lernen. Dieser Lernprozess war durch lange Perioden des Stillstehens gekennzeichnet, die durch standardisierte Bewegungen unterbrochen wurden. Durch diesen Prozess wurde der Körper zu einem Werkzeug des Militärs.

Diese Erklärungen verloren im 19. Jahrhundert aber ihre Notwendigkeit. Sie wurden größtenteils überflüssig, weil die meisten dieser Bewegungen nun zum Habitus der Soldaten in der französischen und britischen Armee gehörten. Es war nicht mehr nötig, lange Erklärungen abzugeben, denn diese Körpertechnik war nun selbstverständlich geworden – zumindest für die Ausbilder.

Diese Entwicklung gilt für die Kadenz und die Schrittlänge. Die Erläuterungen zur Funktionsweise der Werkzeuge, die den Körper umgaben, um Kadenz und Schrittlänge zu gewährleisten, verblassten dagegen zwischen dem Beginn des 19. und dem Beginn des 20. Jahrhunderts.

Dennoch soll ein zweites Beispiel betrachtet werden. Auf französischer Seite ist die Beschreibung der „Stellung des Soldaten“, wie wir sie 1830 finden, fast vollständig erhalten geblieben, und dies bis in die heutige Zeit. Diese kurze Beschreibung handelt vor allem davon, wie die einzelnen Körperteile räumlich positioniert werden sollen. In dieser Stellung musste der Körper bewegungslos auf den nächsten Befehl warten. Im Jahr 1830 wurden der Beschreibung der Positionierung Überlegungen über die Praxis dieser „Stellung des Soldaten“ hinzugefügt, die die Wirksamkeit der Stellung in technischer Hinsicht belegen sollten. Diese Überlegungen verschwanden 1914, so dass nur noch die Beschreibung der Stellung selbst übrigblieb.²⁶

Diese Feststellung veranlasst zu einer ersten Kritik an Mauss' Ansatz. Denn obwohl er eine jahrhundertealte Körpertechnik beschrieb, die einst das Schlachtfeld beherrscht hatte, ging er nicht über seine Beobachtung, die er allein für die Paradesituation getätigt hatte, hinaus. Die *historische* Variabilität wurde zugunsten einer scheinbaren nationalen und kulturellen Variabilität ausgelöscht,²⁷ wie oben bereits angedeutet wurde. Obwohl Mauss nicht versuchte, die Beispiele, die er in seinem Artikel über die Körpertechniken vorstellte, erschöpfend zu behandeln, ist es dennoch problematisch, bei der Analyse so schnell aufzuhören.

26 Ministère de la guerre : Règlement de manoeuvre d'infanterie.

27 Siehe dazu auch den theoretischen Artikel zu den „Körpertechniken“ in diesem Buch.

Wie gezeigt wurde, handelte es sich um eine Praktik von großer Komplexität. Der Erste Weltkrieg – der Moment, den Mauss erlebte und von dem seine Beobachtungen ausgingen – stellte für diese Praktik das Ende eines Prozesses dar, der über mehr als ein Jahrhundert angedauert hatte: nämlich der Prozess einer langsamen Auflösung der Symbiose von Kampf, Ausbildung und Zeremonie, in der dem Militärmarsch die Rolle des verbindenden Elements zukam.

Dennoch sind die nationalen und kulturellen Unterschiede unbestreitbar. Die Ausbildungsmethode scheint sich von einer Armee zur anderen unterschieden zu haben, so dass mehr oder weniger Platz für den Körper als einziges Instrument der Übertragung der Körpertechnik blieb. Im britischen Fall regulierten externe Instrumente die Länge des Schritts und seine Kadenz, sei es der „pace stick“ oder das Pendel. Die Regulierung dieser Körpertechnik, die für jede koordinierte Ausführung unabdingbar ist, bestand also nicht hauptsächlich in der Nachahmung anderer Körper, sondern in der Verwendung von Werkzeugen mit standardisierten Abmessungen, die speziell für die Regulierung der Schrittlänge und der Kadenz entwickelt wurden. Im französischen Fall deuten die zitierten Quellen darauf hin, dass die Marschausbildung eher durch die Vermittlung der Technik durch erfahrenere, gut gedrihte Kollegen erfolgte als durch den Einsatz technischer Hilfsmittel, die zum Körper des Soldaten hinzukamen. In den französischen Quellen erscheint der Körper eher als ein autarkes Instrument für die Weitergabe einer Körpertechnik. Der französische Soldat musste sich demnach den Militärmarsch aneignen, indem er andere Körper imitierte. Nach den Worten der Anthropologin Sylvia Faure handelte es sich dabei also ein „Lernen durch den Körper“.²⁸

Dies ist Anlass für eine zweite Kritik an Mauss' Ansatz: Mit Ausnahme der Musikinstrumente (die eine Nebenrolle spielen) fehlen in seinen Darstellungen die anderen Instrumente, die die Kadenz und Schrittlänge regulieren.²⁹ Wie Stéphane Audoin-Rouzeau schreibt, „fehlen dem Körper ohne Instrumente die Sinne“,³⁰ und es ist in der Tat ein militärischer Körper, dem so, wie ihn uns Mauss präsentiert, fast alle Instrumente fehlen. Die Quellen zeigen jedoch, dass die genannten Armeen solche Instrumente besaßen und dass sie ein entscheidender Faktor beim Erlernen der Körpertechniken sind. Die Frage, welche Auswirkungen diese Instrumente auf die verschiedenen Körpertechniken haben könnten, stellte Mauss anscheinend nicht.

28 Sylvia Faure: *Apprendre par corps: socio-anthropologie des techniques de danse*, Paris 2000, S. 279.

29 Siehe dazu den Artikel zu den Körpertechniken in diesem Buch

30 Stéphane Audoin-Rouzeau: *Histoire du combat, histoire du corps (XIX^e–XXI^e siècle)*, Actes de la journée d'études intitulée „La Violence en Europe, Au XX^e Siècle“ du 21 mars 2011, S. 54.

Fazit

Wie in diesem Artikel gezeigt wurde, lassen sich zwei Möglichkeiten diskutieren, um die Schwierigkeiten zu erklären, die die Engländer nach der Darstellung Marcel Mauss' erlebten, als sie 1914 mit französischer Musik zu marschieren versuchten. Die erste Möglichkeit besteht in der Vermutung, dass die Engländer mit einem englischen langsamen Marsch von 75 Schritten pro Minute versuchten, zu einem französischen Rhythmus von 120 Schritten pro Minute zu marschieren. Die zweite Möglichkeit besteht darin, dass die Engländer mit ihrem schnelleren „quick-time“-Schritt von 120 Schritten pro Minute auf einen „französischen“ Rhythmus von 120 Schritten pro Minute marschierten. Die erste Möglichkeit würde auf eine eklatante Unvereinbarkeit der Rhythmen stoßen; jedes Gehen musste wahrscheinlich unmöglich gewesen sein. Die zweite Möglichkeit lässt eine subtilere Unvereinbarkeit vermuten. Obwohl der Rhythmus derselbe war, waren die Schrittlängen leicht unterschiedlich: etwa 76 Zentimeter für den „englischen“ Schritt gegenüber 75 Zentimeter für den „französischen“ Schritt. Gekoppelt mit Arm- und Beinbewegungen, die sich von einer Armee zur anderen unterscheiden, würden die Schritte selbst insgesamt unvereinbar. Eine ausführlichere Darstellung der ersten Beobachtung würde zweifellos präzisere Schlussfolgerungen zulassen. Allerdings bot Mauss in seinem Vortrag zu den Körpertechniken eine Vielzahl von Beispielen an, die oft nur kurz vorgestellt wurden; das Beispiel des Militärmarsches bildet dabei keine Ausnahme.

Am Ende unserer Untersuchung lassen sich drei Ergebnisse festhalten: Zum einen beschleunigte sich das Tempo im Untersuchungszeitraum als Ergebnis einer Rationalisierung des Marsches im militärischen, aber auch im zivilen Raum. Zweitens zeigte sich, dass der Militärmarsch im 19. Jahrhundert immer mehr in den Habitus der französischen und britischen Soldaten einging. Drittens scheint der Einsatz von Instrumenten zur Kontrolle der Kadenz und der Länge der Schritte der Rekruten zwischen der französischen und der britischen Armee unterschiedlich gewesen zu sein. Diese Beobachtungen führten zu zwei Kritiken an Mauss' Ansatz: Weder berücksichtigte er die historische Dimension, die jeder Körpertechnik eigen ist, noch einen Teil der materiellen Kultur, auf den sie sich notwendig stützte.

Die heutige Stabilität der Form der Militärparade kann leicht verdecken, dass die militärischen Bewegungen während des langen 19. Jahrhunderts höchst instabil waren. In diesem Sinne sollte hier gezeigt werden, welchen Nutzen eine Aufnahme und Erweiterung der so zielführenden Methode Marcel Mauss' für die Körpergeschichte bringt. Ausgehend von seiner „bio-psycho-sozialen“ Beobachtung über die (In-) Kompatibilität der britischen und französischen Militärmärsche während des Ersten Weltkriegs wurde versucht, durch eine kurze Analyse von vier Militärhandbüchern zu zeigen, dass die Beobachtung von Mauss durch die jeweilige Geschichte dieser beiden Militärmärsche ergänzt und kritisiert werden kann.

Andere Aspekte, die in den Handbüchern schwieriger zu fassen sind, wurden nicht untersucht, obwohl sie diese Aufmerksamkeit verdienen würden. So erklärte Mauss zum Beispiel, dass sich die Arm- und Beinbewegungen von Armee zu Armee unterschieden, was auch aus den oben zitierten Handbüchern hervorgeht. Er deutet aber auch an, dass diese Eigenheiten zu eigenartigen Körperschwingungen führten, die mit bestimmten Kadenzun unvereinbar waren. Dieses Phänomen, das aus den schriftlichen Quellen nur schwer zu erfassen ist, lässt sich jedoch durch Beobachtung leichter veranschaulichen oder durch praktische Erfahrung erproben, was sowohl für Historiker:innen als auch für Soziolog:innen auf die Notwendigkeit ergänzender Quellen hindeutet.

Jean-Philippe Miller-Tremblay  <https://orcid.org/0000-0002-0861-0263>

Geschichte der Sinne

Jakob Fesenbeckh  und Nebhia Guiga 
Übersetzung der französischen Teile: Johannes Bosch

Entstehungskontext

Die Geschichte der Sinne entwickelte sich Schritt für Schritt über einen langen Zeitraum, wobei in verschiedenen Ländern unterschiedliche Ansätze entstanden sind. Das liegt zum Teil daran, dass es sich dabei weniger um eine abgeschlossene Theorieschule handelt als um ein Ensemble von Methoden, die von Historiker:innen in verschiedenen Forschungskontexten angewandt wurden. Es gibt Vorläufer, die früh die Aufmerksamkeit auf die Sinne in der Geschichtsschreibung lenkten, wie beispielsweise der französische Historiker der ersten Generation der Annales-Schule Lucien Febvre, der 1947 in seiner Studie zum Unglauben im 16. Jahrhundert Hinweise zur historischen Bedingtheit des Hörens und Sehens der Menschen dieser Epoche gab.¹ Entschiedenere und gemeinschaftlicher unternommene Versuche einer Untersuchung der Geschichte der Sinne entstanden in Frankreich ab den 1970er- und 80er-Jahren, mit Studien über die auditive Umwelt im dörflichen Leben, in Arbeiten zur Lokalgeschichte sowie später mit Studien, die sich im Speziellen mit der symbolischen und kulturellen Dimension der Sinne beschäftigten.² Alain Corbins „Le Miasme et la Jonquille“ (1984), deutsch „Pesthauch und Blütenduft“ (1984),³ ist durch seine wegweisende Untersuchung der sozialen Prägung der Geruchswahrnehmungen des 18. und 19. Jahrhunderts sowie ihres Wandels zum Klassiker auf dem Gebiet der Geschichte der Sinne geworden. Im angelsächsischen Sprachraum steht die Forschung der historisch arbeitenden Anthropolog:innen Constance Classen und David Howes seit den 1990er Jahren für eine ganz ähnliche Auffassung der Sinne als historisch und kulturell geformte soziale und symbolische Ordnungen.⁴

1 Lucien Febvre: *Le problème de l'incroyance au XVI^e siècle. La religion de Rabelais*, Paris 1947; In deutscher Übersetzung: *Das Problem des Unglaubens im 16. Jahrhundert: die Religion des Rabelais*, Stuttgart 2002.

2 Guy Thuillier: *Pour une histoire du quotidien au XIX^e siècle en Nivernais*, Paris 1977.

3 Alain Corbin: *Le miasme et la jonquille. L'odorat et l'imaginaire social. 18^e–19^e siècles*, Paris 1982; In deutscher Übersetzung: *Alain Corbin, Pesthauch und Blütenduft, eine Geschichte des Geruchs*, Berlin 1984.

4 David Howes: *Controlling Textuality: A Call for a Return to the Senses*, in: *Anthropologica*, 32/1 (1990), S. 55–73; Constance Classen: *Worlds of Sense: Exploring the Senses in History and Across Cultures*, London 1993; Dies./David Howes/u. a.: *Aroma. The Cultural History of Smell*, London

Beschäftigt sich im deutschen Sprachraum die Literaturwissenschaft schon in den 1990er-Jahren mit den Phänomenen des Hörens und Sehens im Mittelalter,⁵ so gewinnt die Geschichte der Sinne hier ab der Jahrtausendwende an Bedeutung. Es ist an dieser Stelle einerseits der alltagsgeschichtliche Zugriff zu nennen, für den die Arbeiten des Wiener Raumforschers und Historikers Peter Peyer über „Geruchskulissen“ und Klänge aus der Vergangenheit der Stadt Wien beispielhaft stehen.⁶ In einer eher diskurs- oder kulturgeschichtlichen Tradition sind andererseits die Arbeiten von Robert Jütte und Waltraud Naumann-Beyer, denen es um die Rekonstruktion der Entwicklung von Ordnungen der Sinneswahrnehmung geht, zu verorten.⁷

Eine Geschichte der Sinne hat also zwei unterschiedliche, genau genommen komplementäre Untersuchungsgegenstände.⁸ Einerseits kann sie die sinnliche Umgebung einer vergangenen Epoche und ihren Wandel rekonstruieren. Dabei geht es etwa darum, wie sich die Geräuschkulissen, Gerüche, Oberflächenbeschaffenheiten oder Farben einer Fabrik des 19. Jahrhunderts, in einem Bergdorf des 18. Jahrhunderts oder auf einem mittelalterlichen Schlachtfeld gestalteten. Mark Smith beschreibt die Geschichte der Sinne daher als Forschung, die die „texture of the past“, die Textur der Vergangenheit, offenlegt.⁹ Es geht gewissermaßen darum, die eigentlich offensichtliche Tatsache ernst zu nehmen, dass die Menschen der Vergangenheit genau wie wir über Sinnesorgane verfügten, die über das Sehen hinausgingen, durch die sie die Welt wahrnahmen. Die Gefahr bei diesem ersten Ansatz besteht allerdings darin anzunehmen, dass diese sinnlichen Stimuli von den Menschen der Vergangenheit auf dieselbe Art wahrgenommen worden seien wie durch uns heute. Daher untersucht die Geschichte der Sinne auch die sozialen und kulturellen Repräsentationen der Sinneswahrnehmungen. Sie interessiert sich für die Art, wie eine bestimmte Kultur die Sinne – jenseits individueller Präferenzen – in ein hierarchisches Verhältnis setzt.¹⁰

1994; Constance Classen: *The Color of Angels. Cosmology, Gender and the Aesthetic Imagination*, London 1998.

- 5 Horst Wenzel: *Hören und Sehen Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter*, München 1995.
- 6 Peter Peyer: *Der Klang der Großstadt. Eine Geschichte des Hörens: Wien 1850–1914*, Wien/Köln 2018.
- 7 Robert Jütte: *Geschichte der Sinne. Von der Antike bis zum Cyberspace*, München 2000; Waltraud Naumann-Beyer: *Anatomie der Sinne im Spiegel von Philosophie, Ästhetik, Literatur*, Wien 2003.
- 8 Alain Corbin: *Histoire et anthropologie sensorielle*, in: *Anthropologie et Sociétés*, 14/2 (1990), S. 13–24.
- 9 Mark M. Smith: *Still Coming to „Our“ Senses: An Introduction*, in: *The Journal of American History*, 95/2 (2008), S. 378 ff.
- 10 Wolfram Aichinger: *Sinne und Sinneserfahrung in der Geschichte*, in: Wolfram Aichinger/Franz X. Eder/Claudia Leitner (Hg.): *Sinne und Erfahrung in der Geschichte*, Wien 2003, S. 13–16, 18 ff.

Zentrale Beiträge

Die Entwicklung der Aufmerksamkeit, die den Sinneseindrücken in der Geschichte gewidmet wird, hat selbst eine lange, bisher nicht abgeschlossene Geschichte. Unter den wichtigsten Impulsen für die Entwicklung dieser Aufmerksamkeit stellt Alain Corbins Studie „Pesthauch und Blütenduft“ ein zentrales Werk dar. In diesem 1982 erschienenen Werk beschreibt der Historiker die Entwicklung des Verhältnisses zum Geruchssinn in Frankreich zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert. Unter Berücksichtigung verschiedener Dimensionen, z. B. der Geschichte der Chemie, der Medizin, des Städtebaus sowie der Parfümerie, zeigt Corbin, wie ab dem Ende des 18. Jahrhunderts eine zunehmende Aufmerksamkeit für schlechte Gerüche entsteht, die verdächtigt werden, Gefahrenherde von Ansteckung zu sein. Er zeigt auf, wie Mediziner Gerüche systematisierten, als diagnostisches Mittel verwendeten und damit an der Schaffung von sozialen Wahrnehmungen von Hygiene, Körper und Krankheit teilhatten. Im zweiten Teil widmet er sich den hygienischen Maßnahmen, die in den Städten des 19. Jahrhunderts ergriffen wurden. Schließlich untersucht der letzte Teil des Werkes die Entwicklung der sozialen Repräsentationen dieser Gerüche, die in dieser Periode entstehen. Er verdeutlicht besonders den Klassencharakter der Repräsentationen, die den Gestank und körperlichen Verfall der Armut zuordnen. Das Werk verstand sich als Versuch, nicht als erschöpfende Untersuchung des Gegenstandes, und inspirierte eine Reihe von Forschungsansätzen.

An den von Corbin vorgeprägten Ansatz anschließend, interessiert sich Georges Vigarello in seinem Werk „Le propre et le sale. L'hygiène du corps depuis le Moyen Age“ (1985), zu Deutsch: „Wasser und Seife, Puder und Parfüm: Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter“,¹¹ für den Bedeutungswandel der Sauberkeit und die mit diesem einhergehenden Veränderungen der Hygienepraktiken vom 16. bis ins 19. Jahrhundert. Vigarello widerspricht der These, dass sich mit dem Ende des Mittelalters, im Zuge der Entwicklung der modernen Zivilisation erst die Sauberkeit des Körpers durchgesetzt habe. Er stellt heraus, dass die Wahrnehmung von Körperhygiene einen kulturellen Wandel durchgemacht habe, der mit der kulturellen Bedeutung des Wassers und dessen Wirkung auf den Körper in engem Zusammenhang steht. So zeigt Vigarello beispielsweise auf, dass das Bad im Spätmittelalter als Folge der Pest gemieden wurde, da man befürchtete, das Wasser transportiere Krankheiten durch die geöffneten Poren. Im 17. Jahrhundert beschränkte sich das Waschen auf die sichtbaren Körperteile. Auch wurden Sauberkeit der Kleider und die im 16. Jahrhundert aufkommenden Parfums eher als Normen des zivilen Umgangs verstanden, während die Sauberkeit als gesundheitsfördernde hygienische Praxis erst mit dem Aufden-

¹¹ Georges Vigarello: *Le propre et le sale. L'hygiène du corps depuis le moyen âge*, Paris 1985; In deutscher Übersetzung: Ders.: *Wasser und Seife, Puder und Parfüm: Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter*, Frankfurt am Main 1988.

Plan-Treten des Bürgertums und der Entwicklung des öffentlichen Gesundheitswesens im 19. Jahrhundert an Bedeutung gewinnt. Vigarello demonstriert hier, wie sehr auch die Körperwahrnehmung von ihrer Einbettung in ein kulturelles System der Bedeutungen geprägt ist. Ähnlich argumentiert er in einem aktuelleren Werk, nämlich „Le sentiment de soi. Histoire de la perception du corps“ (2014),¹² von dem leider noch keine deutsche Übersetzung vorliegt. Vigarello zeichnet im ersten Teil dieses Werks nach, wie in den Schriften der französischen Aufklärungsphilosophen des 18. Jahrhunderts unter dem Einfluss der empiristischen Philosophie der Körper immer mehr als erfahrbar konzeptualisiert wird. Die Vorgänge des Innenlebens werden zum Erlebnis und Gegenstand von Beobachtung, was für Vigarello einen radikalen Bruch mit der philosophischen Tradition bedeutet. Es vollzog sich gleichsam eine Wende von einem denkenden Subjekt zur Gegenwärtigkeit des Körpers als Fundament des Selbst. Er beschreibt zudem, wie im Laufe des 19. Jahrhunderts Wissen über dieses Innere gewonnen wird und neue Begrifflichkeiten zu dessen Beschreibung entstehen. Im zwanzigsten Jahrhundert wird dieses Wissen zunehmend systematisiert und zur Grundlage von Praktiken der Transformation, Stimulation und Kontrolle des Innenlebens. Über den Nachvollzug dieses Umschwungs wird uns klar, dass etwas so Unhintergebares wie unsere Selbstwahrnehmung, die Wahrnehmung unseres Körpers, in Wahrheit historisch äußerst relativ ist. Gerade auf Grund dieser radikalen epistemologischen Veränderungen ist für Historiker:innen die „Geschichte der Sinne“ von großem Interesse.

Begriffliche Ordnungen von Sinnlichkeit sowie aus diesen resultierende Körperpraktiken erschließt Robert Jütte über eine Zeitspanne von 3000 Jahren in seinem kulturgeschichtlichen Werk „Geschichte der Sinne. Von der Antike bis zum Cyberspace“ (2000). Jütte zeigt hier, um nur ein Beispiel aus diesem äußerst facettenreichen Werk herauszugreifen, den Zusammenhang zwischen der Neubewertung des Haptischen infolge des kulturellen Umbruchs, der durch die Alternativkultur der 1960er-Jahre eingeleitet wurde, und dem explosionsartigen Anwachsen des gesellschaftlichen Interesses an Massagepraktiken während der 1970er-Jahre auf.¹³ Neue Formen der Wahrnehmung und Pflege des Haptischen folgen hier aus einer konzeptionellen Neuerschließung der Körperlichkeit. Von einer rein ideengeschichtlichen Warte aus interessiert sich auch Waltraud Naumann-Beyer in ihrem Werk „Anatomie der Sinne im Spiegel von Philosophie, Ästhetik, Literatur“¹⁴ (2003) ebenfalls für Ordnungen der Sinne von der Antike bis zur Gegenwart. Dabei zeigt sie auf, wie das Fünf-Sinne-Schema ab der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre, einerseits auf der Grundlage ethnologischer For-

12 Georges Vigarello: *Le sentiment de soi. Histoire de la perception du corps XVI^e–XX^e siècle*, Paris 2014.

13 Jütte: *Geschichte der Sinne*, S. 257–262.

14 Naumann-Beyer: *Anatomie der Sinne*.

schung, andererseits auf der Grundlage neuer naturwissenschaftlicher Erkenntnisse, immer mehr als soziales Konstrukt aufgefasst worden ist. Auch im Bereich der Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit ist vor einigen Jahren ein Sammelband erschienen, der Beiträge versammelt, die sich mit Konstruktionen von Sinnschemata in literarischen Quellen beschäftigen.¹⁵

Was den angelsächsischen Sprachraum betrifft, so sei an dieser Stelle noch auf die Arbeiten von David Howes und Constance Classen hingewiesen, die seit den 1990er-Jahren Methoden zur Erforschung von Sinnenordnungen mit einer geschichtswissenschaftlichen Perspektive kombinieren. Howes und Classen gehen davon aus, dass die Sinnlichkeit auf einem „sensual model“, einer Ordnung der Wahrnehmung, aufgebaut ist.¹⁶ Hierarchisierungen von Sinneindrücken seien konstitutiv für soziale Ordnungen. So schreibt Constance Classen in einem Artikel für die *Encyclopedia of European Social History*: „A history of perfume, for example, does not constitute a history of the senses unless it relates perfume practices to social trends and ideologies.“ So diene etwa das Urteil des Bürgertums über den Geruch und das ungehobelte Auftreten der Volksklassen der Darstellung der Überlegenheit der eigenen Wahrnehmung.¹⁷

Leistungen und heutiger Stand

Die Forschung zur Geschichte der Sinne hat sich in den letzten 20 Jahren im frankophonen, anglophonen, aber auch im deutschsprachigen Raum äußerst dynamisch entwickelt. Welchen Nutzen bringt eine sinnesgeschichtliche Herangehensweise heute? Wie wir an verschiedenen Beispielen aufgezeigt haben, ist die vermeintlich so natürliche Sinneswahrnehmung historisch relativ und abhängig von der sozialen und normativen Ordnung, in die sie eingebunden ist, sowie von Machtverhältnissen zwischen sozialen Gruppen. Eine Leistung der Geschichte der Sinne ist es also, das Verhältnis zu den Sinnen, das man auf den ersten Blick für unveränderlich halten könnte, zu historisieren und an soziale Positionen zurückzubinden. Diese Leistung ist den Lesern dieses Studienbuches sicherlich vertraut, denn es ist ein gemeinsames Anliegen der vorgestellten Ansätze, den Körper aus der biologischen Sphäre herauszuholen – ohne deren Bedeutung je-

15 Anette Kern-Stähler/Beatrix Busse/Wietse de Boer (Hg.): *The Five Senses in Medieval and Early Modern England*, *Interdisciplinary Studies in Early Modern Culture*, Bd. 44, Leiden/Boston 2016.

16 Constance Classen: *Sweet Colors, Fragrant Songs: Sensory Model of the Andes and the Amazon*, in: *American Ethnologist*, 17/4 (1990), S. 722–735; Dies./David Howes: *Making Sense of Culture: Anthropology as a Sensual Experience*, in: *Etnofoor*, 9/2 (1996), S. 87, 93 f.

17 Constance Classen: *The Color of Angels*. Dies.: *The Senses*, in: P. N. Stearns (Hg.): *Encyclopedia of European Social History*, Bd. IV (2001), S. 356 f.; Dieselbe: *Introduction: The Transformation of Perception*, in: Constance Classen (Hg.): *A Cultural History of the Senses, In the Age of Empire*, London/New Delhi 2014, S. 2–5.

doch vollständig zu verneinen – um seine soziale Bestimmtheit zu untersuchen, die sich im Verlauf der Geschichte verändert. Dies eröffnet auch eine Reihe neuer Forschungsgegenstände, indem man sich Aspekten vergangener Gesellschaften zuwendet, die sonst leicht übersehen würden. Nach den Sinnen zu fragen bedeutet, die Aufmerksamkeit auf Alltägliches, wie etwa Mahlzeiten, Konsum, Technik und Artefakte, Geräuschkulissen, das Verhältnis zum privaten Raum oder den Tastsinn, zu richten. Auch Fragen nach Lust und Schmerz können in ihrer historischen, kulturellen und sozialen Dimension betrachtet werden.

So hat beispielsweise die französische Historikerin Roselyne Rey eine Geschichte des Schmerzes vorgelegt, die sich mit der Frage befasst, wie Mediziner, Physiologen und Neurologen von der Antike bis ins 20. Jahrhundert den Schmerz verstanden haben und wie sie diesem therapeutisch begegneten.¹⁸ Hierbei wird auch die Frage verhandelt, als was der Körper und seine Funktionsweise überhaupt durch die Jahrhunderte hindurch aufgefasst wurde.

Ebenfalls im Bereich der Medizingeschichte interessiert sich Anamaria Josif Ross in einem Beitrag für die von Constance Classen und Dawid Howes herausgegebene „Cultural History of Senses“ (2014) dafür, wie im Laufe des 20. Jahrhunderts sinnliche Erfahrung und die Entwicklung medizinischer Praktiken interagierten. Dabei untersucht sie einerseits, wie neue Formen der Körperwahrnehmung durch die Technisierung der Medizin, beispielsweise durch Röntgengeräte oder Ultraschall, entstanden sind. Sie arbeitet aber auch heraus, wie das öffentliche Gesundheitswesen an der Schaffung von Wahrnehmung von Gesundheit und Krankheit teil hatte und wie über neue anästhetische Verfahren Wahrnehmung kontrollierbar gemacht wurde.¹⁹ Laut Josif Ross stellten die Heilungspraktiken der Alternativmedizin und deren Einbindung von Geruchs und Tastsinn in ihre Behandlung für Patienten eine Möglichkeit des Protestes gegen die durch die Technisierung der Medizin entstandene Rolle des entpersonalisierten und passiven „patient-objects“ dar.²⁰ Die Lektüre von Josif Ross' Beitrag ist lehrreich, fragt man danach, wie die Interaktionen zwischen Wissen, Technik und dem Sinnenbezug zum Körper untersucht werden kann.

Wie wir am Beispiel von Alain Corbins Werk „Pesthauch und Blütenduft“ gesehen haben, kann auch die Zuschreibung körperlicher Eigenschaften, etwa von Gerüchen als Ausdruck von Krankheit, als ein Mittel zur Ausübung und Legitimation von Dominanz und Kontrolle untersucht werden. So zeigt der Historiker David S. Barnes in seiner Arbeit über die Bewältigung einer Gestankskrise im Paris der 1880er-Jahre durch das öffentliche Gesundheitswesen auf, dass öffentliche sanitäre Reformen auch ein Mittel zur sozialen Disziplinierung der pro-

18 Roselyne Rey: *Histoire de la douleur*, Paris 2000.

19 Anamaria Josif Ross: *Medicina and the Senses: Bodies, Technologies, and the Empowerment of the Patient*, in: Constance Classen (Hg.): *A Cultural History of the Senses*, Bd. 5., London/New York 2014, S. 150.

20 Ebenda, S. 166.

letarisierten Bevölkerung in den Armutsvierteln, aber auch von kolonialistisch unterworfenen sozialen Gruppen darstellten. Barnes argumentiert, dass in den herrschenden Gesellschaftsschichten der Ekel vor Gestank im öffentlichen Raum mit dem Ekel vor den „unzivilisierten“ Unterklassen einherging und wie sich damit in der Sinnenwahrnehmung ein Machtverhältnis spiegelt. Ein organisiertes, auf den neuen bakteriologischen Wissenschaften basiertes Gesundheitswesen wurde von den wissenschaftlichen Eliten der dritten Französischen Republik als Teil einer „Zivilisierungsmission“ in Inland und Kolonien angesehen.²¹ Barnes Ansatz verdeutlicht, wie der Körper und seine hygienische Pflege sowie die Organisation seiner Umwelt in der modernen Gesellschaft zum Gegenstand von öffentlichen Politiken und sozialen Spannungen wird.

Die jüngsten Forschungen der Geschichte der Sinne berücksichtigen zudem die Unterschiede in der sinnlichen Wahrnehmung verschiedener sozialer Gruppen. Ähnlich wird auch die geschlechtliche Dimension der Sinneswahrnehmung sowie die Konstruktion eines Bildes des Anderen durch die Sinne oder auch die Frage nach der sinnlichen Wahrnehmung körperlich behinderter Personen im Rahmen der disability studies untersucht.²²

Für eine Geschichte der Sinne stellt sich die Frage nach den Quellen. Je nach Epoche können Quellen zur akustischen und visuellen Umwelt vorhanden sein (es gibt zum Beispiel Tonaufnahmen von Musik oder von Fabriklärm), und Objekte können uns Informationen über die Oberflächenbeschaffenheit von Textilien, Instrumenten oder Werkzeugen geben. Aber auch Textquellen, besonders Egodokumente, aber auch medizinische, juristische oder anderweitig normative Texte können wertvolle Quellen darstellen, um die sozialen Repräsentationen der Sinne zu untersuchen. In der Geschichtsschreibung kann ein auf die Sinne gerichteter Ansatz dazu führen, klassische Erzählungen zu dekonstruieren, denn die narrative Form folgt häufig einer durch das Sehen vermittelten Perspektive, sodass eine auf andere Sinne zentrierte Geschichte entsteht, die manchmal schwieriger zu erzählen ist.

Jakob Fesenbeckh  <https://orcid.org/0000-0002-7598-963X>
 Nebhia Guiga  <https://orcid.org/0000-0003-1388-7627>

21 David S. Barnes: *The Great Stink of Paris and the Nineteenth-Century Struggle against Filth and Germs*, Baltimore 2006, S. 219–228, 250–254.

22 Elsbeth Bösl/Anne Klein/Anne Waldschmidt (Hg.): *Disability history: Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte: eine Einführung*, Bielefeld 2010; Lynda Nead: *The Layering of Pleasure: Women, Fashionable Dress and Visual Culture in the Mid-Nineteenth Century*, in: *Nineteenth-Century Contexts*, 35/5 (2013), S. 489–509.

Die Schlacht bei Ebelsberg durch die fünf Sinne – Versuch einer Geschichte der Sinne

Nebiha Guiga 

Übersetzung aus dem Französischen: Johannes Bosch

Einleitung

Die Geschichte der Sinne untersucht die sinnliche Umwelt der Menschen der Vergangenheit. Sie berücksichtigt dabei die Entwicklung der Art und Weise, mit der die Menschen ihre Sinneseindrücke wahrgenommen und interpretiert haben. Eine militärische Schlacht stellt ein Ereignis mit einer großen Fülle an Sinneseindrücken dar, aber die traditionellen Schlachtendarstellungen berücksichtigen die sinnliche Dimension in der Regel nicht. Die Untersuchung von Kampfhandlungen wie der Schlacht bei Ebelsberg aus der Perspektive der Eindrücke, die die fünf Sinne uns vermitteln, erlaubt es, die traditionelle Darstellungsweise zu dekonstruieren und zugleich die sinnliche Umwelt einer Schlacht sowie ihre Deutung durch die Menschen des 19. Jahrhunderts zu verstehen. Vor dem Beginn der Untersuchung sind jedoch noch einige Informationen über das Fallbeispiel der Untersuchung, die Schlacht bei Ebelsberg, nötig, eine Schlacht, die im Rahmen der Napoleonischen Kriege zwischen den Truppen Frankreichs und Österreichs stattfand.¹

Am Abend des 3. Mai 1809 stand Ebelsberg in Flammen. Vier Stunden lang hatten sich französische und österreichische Angriffe abgewechselt, und schließlich fiel die Stadt in die Hände der französischen Armee. Die Verluste wogen auf beiden Seiten schwer: etwa 2400 Tote und Verletzte auf französischer, 1900 auf österreichischer Seite, und dies bei einer Gesamtzahl von etwa 8000 Soldaten auf jeder Seite. Die Schlacht fand statt im Rahmen des Feldzugs von 1809, der französische und österreichische Truppen aufeinandertreffen ließ.²

In klassischen Darstellungen wird die Schlacht in mehrere Abschnitte aufgeteilt. Zunächst eröffnete ein Kavallerieangriff die Schlacht und zwang die österreichische Armee zum Rückzug nach Ebelsberg. Anschließend fand ein Kampf auf der Brücke von Ebelsberg statt, der, nachdem die französische Armee die Brücke genommen hatte, sich in den Straßen der Stadt fortsetzte. Teils gewann die österreichische, teils die französische Seite die Oberhand, aber die Österreicher blieben im Besitz der Festung oberhalb der Stadt und konnten diese selbst schließlich zurückerobern. Ein letzter Angriff der französischen Armee führte

1 Alain Pigeard: *Dictionnaire des batailles de Napoléon. 1796–1815*, Paris 2004.

2 Ebd. S. 261ff.

am Ende zur Eroberung der Stadt und der Festung. Während der Schlacht wurde die Stadt durch Artilleriefeuer in Brand gesetzt.

Quelle und Operationalisierung

Diese Darstellung bietet ein steriles Bild der Schlacht. Die Truppen scheinen geschlossene Einheiten zu sein, und das Wort „Verlust“ gibt kaum den Anblick und den Geruch der verbrennenden Leichen, den Lärm der Kanonen oder die Schreie der Verletzten wieder, obwohl dies zentrale Elemente der Erfahrung der Schlacht waren, die auch deren Verlauf beeinflussten. Wie aber lässt sich die sinnliche Dimension der Schlacht fassen?

Die klassische Darstellungsform der Schlacht, die sich auf Truppenbewegungen und die Entscheidungen der Generäle konzentriert, kann diese Dimension nicht fassen. Wir verfügen auch nicht über archäologische Quellen, die uns eine genauere Kenntnis der physischen Charakteristika der Schlacht oder der Körper der Gefallenen ermöglichen würden, denn bisher wurden keine Grabungen durchgeführt. Grabungen sind ohnehin selten auf den Schlachtfeldern des 19. Jahrhunderts. Daher müssen wir uns schriftlichen Quellen zuwenden, insbesondere Memoiren und Tagebüchern, die für die Napoleonischen Kriege zahlreich vorliegen und die uns Auskunft geben über die Erfahrungen der teilnehmenden Offiziere und Soldaten. Die Berücksichtigung der sinnlichen Erfahrung der Körper in der Schlacht erlaubt es, einen dezentrierten Blick auf die Schlacht einzunehmen und trägt so zu einer Geschichte der Kampferfahrung bei.³

Unsere häufigste Quelle stellen die Memoiren von Schlachttteilnehmern dar. Sie sind zwar mit Vorsicht zu betrachten, da sie lange nach den Geschehnissen geschrieben wurden, aber unerlässlich, denn sie geben Informationen, die an keiner anderen Stelle niedergeschrieben wurden.⁴

Wir verwenden Memoiren von Soldaten und Offizieren der französischen wie der österreichischen Armee. Von den Autoren haben nur François-René Pouget⁵ und Louis-François Lejeune⁶ aktiv an der Schlacht teilgenommen. Der Arzt Wilhelm Meier übte seine Tätigkeit in unmittelbarer Nähe zum Schlachtgeschehen

3 Zur Frage nach der Schlachterfahrung siehe zum Beispiel: Marian Füssel/Michael Sikora (Hg.): *Kulturgeschichte der Schlacht*, Paderborn 2014.

4 Natalie Petiteau: *Ecrire la mémoire. Les mémorialistes de la Révolution et de l'Empire*, Paris 2012.

5 François-René Pouget: *Souvenirs de guerre du général Baron Pouget*, publiés par Mme de Boisdeffre, née Pouget, Paris 1895.

6 Louis-François Lejeune: *Mémoires du Général Lejeune. 1 : de Valmy à Wagram*, Paris 1895.

aus.⁷ Der Maler Albrecht Adam⁸ und der Musiker Philippe-René Girault⁹ haben das Schlachtfeld gesehen und beschrieben. Wir verfügen auch über das Tagebuch von Pierre-Martin Pirquet,¹⁰ einem Lütticher Leutnant der österreichischen Armee, der während der Schlacht an der Brust verletzt wurde. Der Großteil der Quellen behandelt eher den Nachgang der Schlacht als die Kämpfe selbst.

Im Folgenden geht es nicht um eine chronologische Darstellung der Schlacht, sondern um den methodologischen Versuch, die Schlacht bei Ebelsberg über die sinnliche Erfahrung zu betrachten, die die Kämpfenden erzählen. Das Kapitel richtet sich zugleich auf die Zeit der Schlacht wie auf die Beschreibungen des Schlachtfeldes nach den Kämpfen. Ziel ist es, die Rolle der fünf Sinne in der Schlacht zu verstehen, zu verfolgen, wie die Wahrnehmungen die Erfahrung des Kampfes formten und was sie über das Verhältnis der Menschen zu ihrem Körper zu Beginn des 19. Jahrhunderts sagt. Wir verfolgen also die Schlachtberichte mit Blick auf die fünf Sinne.

Fallbeispiel: Die Schlacht bei Ebelsberg

Pierre-Martin Pirquet

„Ich drängte die Leute immer nach vorne; wir erreichten ein großes Haus voll von Feinden, die das Feuer eröffneten auf jeden, der eintreten wollte; ich nahm zwei Rekruten am Lederriemen ihrer Patronentasche, drängte sie vor mir in das Haus und trat mit ihnen ein: Die Franzosen baten um Gnade, sogar ein Offizier, von dem ich sein Schwert verlangte; er sagte mir „ich ergebe mich“ und verließ [das Haus] an meiner Seite, aber als er sah, dass ganz in der Nähe mehrere seiner Leute waren, versuchte er zu fliehen: ich verfolgte ihn und versetzte ihm einen Säbelschlag in den Nacken.

Ich drängte nach vorne und hätte einen Punkt erreichen wollen, der nicht weiter als hundert Schritte von mir entfernt lag, und von dem aus wir alle eingeschlossen hätten, die schon in der Stadt waren. Ich trieb die Soldaten an, so gut ich konnte, wir waren durcheinandergemischt und einander so nah, dass ich mich meines Säbels bediente, während wir vorwärtsschritten.

Hinter einem Haus standen mehrere französische Grenadiere, die sich uns gegenüber aufstellten; als ich den Leuten zuschrie, sie sollten aufpassen, und

7 Wilhelm Meier: *Erinnerungen aus den Feldzügen 1806 bis 1815*: Aus den hinterlassenen Papieren eines Militärarztes, Karlsruhe 1854.

8 Albrecht Adam: *Albrecht Adam. (1786–1862.) Aus dem Leben eines Schlachtenmalers. Selbstbiographie nebst einem Anhang*, Stuttgart 1886.

9 Philippe-René Girault: *Les campagnes d'un musicien d'Etat-Major pendant la République et l'Empire*, Paris 1901.

10 Pierre-Martin Pirquet: *Journal de Campagne de Pierre-Martin Pirquet (1781–1861) Officier au Service de l'Autriche*, Bd. 1, (1799–1813), Lüttich 1970.

ihnen die Franzosen zeigte, eröffneten diese das Feuer auf mich: Eine Kugel traf mich an der Brust auf der rechten Seite [...] ich taumelte und stürzte fast, ich war einen Moment lang taub, der Schlag hatte mir vollkommen den Atem genommen.

[*Pirquet wird einige Zeit von seinen Leuten mitgetragen, aber aus Furcht, dass sie gefangen genommen würden, befiehlt er ihnen, ihn zurückzulassen, was sie auch tun. Die Schlacht geht zu Ende.*]

Ich war umgeben von Toten und Verletzten. Ich durchlitt das Martyrium, konnte nicht mehr sprechen; wenn ich atmete, kamen Laute aus der Wunde, die mir furchtbare Qualen bereitete.“¹¹

François-René Pouget

„Ich hatte Befehl, zur Festung zu ziehen und diese zu nehmen; ich kannte nicht die Straßen, niemand führte mich, und ich konnte die Festung nicht sehen, denn sie war hinter den hohen Mauern der Häuser versteckt. Wir erreichten sie schließlich durch eine enge, sich schlängelnde Straße, sodass wir keine 25 Schritte von ihr entfernt waren, als wir sie sahen.“¹²

Philippe-René Girault

„Die Neugier brachte mich dazu, die Szenerie dieses Gemetzels zu besichtigen. Nie hatte ich etwas Entsetzlicheres gesehen als die gerösteten Leichen, die keine Ähnlichkeit mit Menschen mehr aufwiesen. Am Ende der Stadt lag ein Haufen davon, der den Eingang zu einer Straße blockierte: Es war ein Berg von Armen und Beinen, von unförmigen, halb verkohlten Körpern. Bei diesem Anblick verzagte ich, meine Beine gaben nach, und ich konnte weder vorwärts noch zurück, sodass ich ungewollt regungslos diesen furchtbaren Anblick betrachtete. Dort standen mehrere Offiziere und Generäle, die die Neugier auch dorthin getrieben hatte. Sie waren, wie ich, niedergeschmettert. Tränen liefen aus allen Augen, und kein Mensch wagte, ein Wort zu sprechen. Mein General gab mir ein Zeichen, mich zurückzuziehen. Ich ließ mir das nicht zwei Mal sagen und entfernte mich von diesem trostlosen Ort. Ich hatte schon viele Schlachtfelder gesehen, aber niemals habe ich eine so starke Bewegung verspürt.“¹³

11 Pirquet: *Journal de Campagne*, S. 84f.

12 Pouget: *Souvenirs de guerre*, S. 145.

13 Girault: *Les campagnes d'un musicien*, S. 211.

Wilhelm Meier

„Die brennende Stadt mit dem brennenden Schloß, das Feuer der Kanonen, welche herüber und hinüber donnerten, gewahrten einen furchtbar imposanten Anblick. [...] Allmählig wurde es stille um uns, das Schlachtgetümmel in unserer Nähe war verstummt, der Kanonendonner hatte sich in die Ferne verzogen. Man hörte nichts mehr als das Aechzen der Sterbenden und die Schmerzenslaute der Verwundeten.“¹⁴

Louis-François Lejeune

„Als ich mit dem Kaiser hinter dieser Vorhut [die Stadt] durchquerte, sanken die Beine unserer Pferde in diesen Schlamm aus menschlichem Fleisch und Blut, der noch immer warm war; wir empfanden ein starkes Gefühl des Ekels und des Grauens, woran die Erinnerung mir nie vergehen wird.“¹⁵

1) Das Sehen

Das Sehen ist von allen Sinnen am stärksten präsent in den Erzählungen über die Schlacht von Ebelsberg. Es organisiert die Erzählung, die dem Blick des Erzählers folgt. Dieser sieht verschiedene Elemente der Schlacht sowie ihrer Folgen. Tatsächlich unterstreichen die wenigen Texte, die von der Schlacht selbst erzählen, die Schwierigkeit, das Schlachtfeld deutlich zu sehen. Dies lag einerseits daran, dass es sich um eine Schlacht in der Stadt handelte, aber auch an der starken Rauchproduktion der Schwarzpulver-Waffen, sowie zuletzt am Brand, der in der Stadt wütete. Pierre-Martin Pirquet, der seine Soldaten zur Eroberung der Stadt führte, musste diesen die französischen Soldaten zeigen, die ihre Waffen auf sie richteten und die sie nicht gesehen hatten.¹⁶ In diesem Moment wurde er verletzt. Pouget, der die gleiche Aufgabe an einem anderen Ort erfüllte, unterstrich ebenso die eingeschränkte Sichtbarkeit:

„Ich hatte Befehl, zur Festung zu ziehen und diese zu nehmen; ich kannte die Straßen nicht, niemand führte mich, und ich konnte die Festung nicht sehen, denn sie war hinter den hohen Mauern der Häuser versteckt. Wir erreichten sie schließlich durch eine enge, sich schlängelnde Straße, sodass wir keine 25 Schritte von ihr entfernt waren, als wir sie sahen.“¹⁷

14 Meier: *Erinnerungen*, S. 39.

15 Lejeune: *Mémoires*, S. 301.

16 Pirquet: *Journal de Campagne*, S. 84.

17 Pouget: *Souvenirs de guerre*, S. 145.

Die Besonderheiten der städtischen Topografie begrenzten den Blick und behinderten Pouget bei der Orientierung. In einer solchen städtischen Schlacht, in der die Sicht der Kämpfenden stark begrenzt ist, ist der Feind lange unsichtbar. Das Sehen beeinflusst aber auch die Wahrnehmung der Zeitlichkeit der Schlacht, indem es jede Vorausschau verhindert.

Dagegen finden sich die Begrenzungen des Sichtfeldes nicht in den Erzählungen derjenigen, die das Schlachtfeld erst nach der Schlacht besichtigten. Bei ihnen taucht ein Wort beständig auf, auf Deutsch wie auf Französisch: das Wort „spectacle“ bzw. „Anblick“. Hippolyte d'Espinchal spricht von einem „furchtbaren Anblick“,¹⁸ Wilhelm Meier von einem „furchtbar imposanten Anblick“. ¹⁹ Philipp-René Girault gibt eine genaue Beschreibung des Effektes, den der Anblick von so vielen Leichen auf ihn hatte:

„Die Neugier brachte mich dazu, die Szenerie dieses Gemetzels zu besichtigen. Nie hatte ich etwas Entsetzlicheres gesehen als die gerösteten Leichen, die keine Ähnlichkeit mit Menschen mehr aufwiesen. Am Ende der Stadt lag ein Haufen davon, der den Eingang zu einer Straße blockierte: Es war ein Berg von Armen und Beinen, von unförmigen, halb verkohlten Körpern. Bei diesem Anblick verzagte ich („le coeur me manqua“), meine Beine gaben nach. und ich konnte weder vorwärts noch zurück, sodass ich ungewollt regungslos diesen furchtbaren Anblick betrachtete. Dort standen mehrere Offiziere und Generäle, die die Neugier auch dorthin getrieben hatte. Sie waren, wie ich, niedergeschmettert („aterrés“). Tränen liefen aus allen Augen, und kein Mensch wagte, ein Wort zu sprechen. Mein General gab mir ein Zeichen, mich zurückzuziehen. Ich ließ mir das nicht zwei Mal sagen, und entfernte mich von diesem trostlosen Ort. Ich hatte schon viele Schlachtfelder gesehen, aber niemals habe ich eine so starke Bewegung verspürt.“²⁰

Der Ausdruck „le coeur me manqua“, hier übersetzt mit verzagen, bedeutet auch „umfallen“ bzw. „ohnmächtig werden“. ²¹ Girault beschreibt einen solchen Eindruck und betont die Art und Weise, in der sein Sehen von dem Anblick, der sich seinen Augen bietet, angezogen wurde. Er betont die Stille. Das Wort „aterré“, hier übersetzt mit „niedergeschmettert“, hatte zudem zwei Bedeutungen: „niedergeschlagen“, aber auch „zu Boden geworfen“. Die Zuschauer waren wie auf den Boden geworfen durch das, was sie sahen. Hier zeigt sich eine Betonung des Sehens, das vom Anblick erfasst ist, und direkt des Hörens, das durch die Stille markiert wird.

18 D'Espinchal: *Souvenirs militaires*, 1792–1814, Bd. 1, Paris 1901, S. 247.

19 Meier: *Erinnerungen*, S. 39.

20 Girault: *Les campagnes d'un musicien*, S. 211.

21 Die Definitionen der französischen Begriffe stammen aus dem Wörterbuch Littré online: <http://www.littre.org>, abgerufen am 5.10.2019

Auch Albrecht Adam liefert eine sehr visuelle Beschreibung des Schlachtfeldes, von dem er zudem eine Zeichnung anfertigte. Die Metapher der Zeichnung zeigt sich überall in seiner Beschreibung, denn er verwendet immer wieder Ableitungen des Verbes „zeichnen“. Seine Grafik der Schlacht²² betont die Körper, denn im Vordergrund liegen Leichen auf der Brücke. Dabei ist zu beachten, dass Adams Grafik auf demselben Bild mehrere Zeitpunkte der Schlacht darstellt, vom Kavallerieangriff zu Beginn der Schlacht über den Brand der Stadt bis zu den Leichen, die danach zurückblieben. In seinen Memoiren unterstreicht er dies, indem er schreibt, er habe mehrere Episoden zeichnen können. Auf seiner Zeichnung ist auch Rauch zu erkennen, aber dieser verhindert nicht die Sichtbarkeit der Szene. Dies ist ein Kompromiss, der auf das verwendete Medium zurückgeht, und der in gewisser Weise der kohärenten Erzählung in seinen Texten ähnelt, die das Chaos der Schlacht beschreiben.

Das Sehen in der Schlacht wird behindert durch den Rauch und die städtische Topografie, und nach der Schlacht wird es von den Leichen angezogen. Was aber hört man in einer Schlacht der Napoleonischen Kriege?

2) Das Hören

Explizite Hinweise auf den Schlachtenlärm sind in den vorhandenen Quellen nur selten zu finden. Es handelt sich um eine kleine Schlacht mit relativ wenig Artillerie. Pierre-Martin Pirquet nennt den Lärm der Musketen und die Schreie, mit denen er seine Männer zum Kampf ermutigte.²³ Es war möglich, Befehle zu hören und zu kommunizieren, auch wenn er gelegentlich Schläge mit der Säbelklinge austeilte. Er hörte das Kapitulationsangebot eines französischen Offiziers, der sich gefangen gab. Die menschlichen Geräusche waren für Pirquet am wichtigsten, und er war weit genug von den Kanonen entfernt, um diese nicht zu erwähnen. Wilhelm Meier, der nahe der Brücke von Ebelsberg stand, war stärker von den Kanonenschüssen betroffen. Er schreibt: „Die brennende Stadt mit dem brennenden Schloß, das Feuer der Kanonen, welche herüber und hinüber donnerten, gewahrten einen furchtbar imposanten Anblick.“²⁴

Der Kanonenlärm, der in dieser Erzählung wie eine Naturgewalt auftritt, ist als Teil des – visuellen – Anblicks der Schlacht präsent. Obwohl hier vom Lärm die Rede ist, wird die Beschreibung durch das Sichtbare organisiert.

Der Schlachtenlärm wird dagegen vor allem im Kontrast zur Stille, die der Schlacht folgte, erwähnt. In dieser neuen Umgebung verstummten die mechanischen Geräusche, und menschliche, aber auch tierische Geräusche traten in den Vordergrund, besonders die Schreie der Verletzten. Pirquet, der verletzt und ver-

22 Johann Lorenz Rugendas: *Combat près d'Ebelsberg le 3 Mai 1809*; estampe à partir d'un dessin d'Albrecht Adam. <http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/btv1b6941308m>, abgerufen am 6.10.2019

23 Pirquet: *Journal de Campagne*, S. 83.

24 Meier: *Erinnerungen*, S. 38.

lassen auf dem Schlachtfeld lag, beschreibt die Geräusche, die zu ihm gelangten, wie Aggressionen: „Der Feind schrie und misshandelte mich.“²⁵ Meier, der nach der Schlacht mit seiner chirurgischen Arbeit fortfuhr, beschreibt die Veränderungen der akustischen Umgebung:

„Allmählig wurde es stille um uns, das Schlachtgetümmel in unserer Nähe war verstummt, der Kanonendonner hatte sich in die Ferne verzogen. Man hörte nichts mehr als das Aechzen der Sterbenden und die Schmerzenslaute der Verwundeten.“²⁶

Der Lärm der Gewehre und der Artillerie prägte die körperliche Erfahrung der Schlacht, die Schreie der Verwundeten – menschliche Geräusche, aber auch die von Pferden – gewannen danach die Oberhand und erzeugten einen überraschenden Eindruck der Stille. Dieser Kontrast scheint konstitutiv zu sein für die Schlachterfahrung der Soldaten dieser Epoche. Die Empfindungen, die mit dem Tastsinn verbunden sind, sind schwerer zu fassen, denn sie werden weniger in Worte gefasst, sodass wir die Texte genau lesen müssen, um die Spuren davon zu finden. Dennoch ist dies möglich.

3) Der Tastsinn

Die Beschreibungen der Schlacht berichten vom physischen Kontakt zwischen Soldaten eines Regiments, die sich zudem in einem Häuserkampf befanden, wo es an Platz mangelte. Pirquet drängte seine jungen Soldaten vor ihm voran, und beschreibt sein Vorgehen in den engen Straßen:

„Ich trieb die Soldaten an, so gut ich konnte, wir waren durcheinandergemischt und einander so nah, dass ich mich meines Säbels bediente, während wir vorwärtsschritten. [...] Ich drängte die Leute immer nach vorne; wir erreichten ein großes Haus voll von Feinden, die das Feuer eröffneten auf jeden, der eintreten wollte; ich nahm zwei Rekruten am Lederriemen ihrer Patronentasche, drängte sie vor mir in das Haus und trat mit ihnen ein.“²⁷

Die Soldaten stießen Schulter an Schulter vor, und die Nähe hatte zweifellos eine beruhigende Wirkung. Der Offizier ist seinen Soldaten nahe genug, um sie physisch voranzustoßen, und bereit, dafür seine flache Säbelklinge zu nutzen. Das Verhältnis zu den Waffen ist in den Texten stark präsent. Auf ungewöhnliche Weise beschreibt Pirquet, wie er einem fliehenden Gefangenen einen Säbelschlag verpasst: „ich verfolgte ihn und versetzte ihm einen Säbelschlag in den

25 Pirquet: *Journal de Campagne*, S. 85.

26 Meier: *Erinnerungen*, S. 39.

27 Pirquet: *Journal de Campagne*, S. 84.

Nacken.“²⁸ Im anderen Lager beschreibt Pouget das Gewehr, das von Hand zu Hand zum besten Schützen gereicht wurde, der auf sehr kurze Distanz auf die feindlichen Soldaten hinter den Schießscharten der Festung zielte.²⁹ Der Häuserkampf zeichnete sich durch unmittelbare physische Nähe aus, bei der die Körper sich berührten – zwischen den Kameraden eines Regiments, aber zwischen Feinden, um zu töten.

Der physische Kontakt betraf auch die Leichen. Mehrere Memoirenschreiber, die nach dem Kampf über das Schlachtfeld liefen, kamen nicht umhin, über die Körper zu laufen.³⁰ So schreibt Lejeune:

„Als ich mit dem Kaiser hinter dieser Vorhut [die Stadt] durchquerte, sanken die Beine unserer Pferde in diesen Schlamm aus menschlichem Fleisch und Blut, der noch immer warm war; wir empfanden ein starkes Gefühl des Ekels und des Grauens, dessen Erinnerung mir nie vergehen wird.“³¹

Anscheinend hat Lejeune auf seinem Pferd das Gefühl des Blutes am Bein seines Pferdes imaginiert, denn er beschreibt dessen Wärme, die er nicht selbst hat spüren können. Die Erwähnung einer unvergänglichen Erinnerung ist ebenso interessant, denn sie zeigt die hohe Bedeutung der Sinne für die Erinnerung an die Schlacht und die Präsenz dieser Art von Erinnerung noch nach langer Zeit.

Die Empfindungen des Tastsinns in der Schlacht schließen auch den Schmerz ein. Pirquet, der an der Brust verletzt wurde, berichtet vom anfänglichen Schock durch die Kugel. Er versuchte, sich vom Kampf zu entfernen, aber er benötigte Hilfe und wurde letztlich zurückgelassen.³² Er verbrachte die Nacht allein auf dem Schlachtfeld und wurde, da scheinbar tot, am folgenden Tag von Plünderern ausgezogen. Er beschreibt seine Versuche zu sprechen: „Ich durchlitt das Martyrium, konnte nicht mehr sprechen; wenn ich atmete, kamen Laute aus der Wunde, die mir furchtbare Qualen bereitete.“³³

Die Gefühlserfahrung Pirquets ist diejenige eines plötzlichen und schmerzhaften Bewusstwerdens eines Körperteils, das uns normalerweise wenig bewusst ist. Jeder Atemzug verursachte starke Schmerzen.

Die Eindrücke des Tastsinns während der Schlacht sind geprägt von häufigem Körperkontakt und geben uns Eindrücke von der Verwendung der Körper durch die Soldaten dieser Zeit. Auch Geruchs- und Geschmackssinn sind in den Berichten präsent und werden im Folgenden gemeinsam behandelt, weil sie von den Autoren kaum unterschieden werden.

28 Ebd.

29 Pouget: *Souvenirs de guerre*, S. 145.

30 Adam: *Selbstbiographie*, S. 75.

31 Lejeune: *Mémoires*, S. 301.

32 Pirquet: *Journal de Campagne*, S. 84.

33 Ebd., S. 85.

4) Der Geruch und Geschmack

Geruchs- und Geschmackssinn werden nicht wirklich erwähnt in den Texten, die den Moment der Schlacht selbst beschreiben. Möglicherweise fehlte die Fähigkeit, in den intensivsten Momenten der Schlacht auf diese Sinne zu achten, und der Topos der Schlachterzählung, der in den Quellen sehr präsent ist, lässt ihnen kaum Raum. Die Darstellungen der Zeit nach der Schlacht, die weniger stark stereotypisiert sind, schreiben ihnen dagegen eine hohe Bedeutung zu. Die Schlacht von Ebelsberg ist in dieser Hinsicht besonders reichhaltig, denn durch den Brand der Stadt, in dem auch viele Leichen verbrannten, wurde ein Geruch produziert, an den sich die Memorialisten erinnern. Das Vokabular, das sie zur Beschreibung des Leichengeruchs nutzen, dient normalerweise der Charakterisierung der Fleischzubereitung in der Küche. Girault spricht von „gerösteten Leichen“³⁴ sowie anschließend davon, dass man „die armen Gerösteten ersetzen“³⁵ müsse, und d’Espinchal spricht von „gebratenen“ Leichen.³⁶ So finden sich die menschlichen Körper auf derselben Stufe wie gebratenes Fleisch – einem Lebensmittel – was eine extreme Überschreitung gängiger Vorstellungen bedeutet.

Am weitesten geht in dieser Beschreibung Albrecht Adam, für den es sich um eines der ersten Schlachtfelder handelt. Er schreibt daher:

„Man sah verbrannte Körper gänzlich verkohlt und langsam gebraten, ein schaudererregender Anblick, gegen den sich die Natur sträubte. Selbst die Pferde gingen schnaubend und mit Widerwillen durch diese Straße des Schreckens; Das Schauerliche vermehrte noch der lichte, abwechselnd mit schwarzen Wolken durch die Straßen ziehende Rauch. Wer eine Schnapsflasche hatte, hielt sie unter die Nase und nahm einen Schluck Branntwein, um den ekelerregenden Geruch zu überwinden.“³⁷

Das Wort, das Adam benutzt – schaudererregend – ist ein seltenes Wort. Die Erwähnung eines Widerstands des Körpers zeigt die Intensität der Erfahrung. Hier windet sich der Text um das, was er erzählen soll. Direkt danach beschreibt er den Geruch, der aus dieser Szene entsteht. Die Wendung ist unpersönlich gehalten. Es scheint, dass der Text hier an die Grenze des Sagbaren gelangt. Eine zweite stilistische Eigenart ist die Anhäufung von Synonymen, um eine Art Küche des Körpers zu beschreiben. Um diesem abscheulichen Geruch zu entrinnen, half man sich mit Alkohol.

34 Girault: *Les campagnes d'un musicien*, S. 210.

35 Ebd., S. 212.

36 D’Espinchal: *Souvenirs militaires*, S. 247.

37 Adam: *Selbstbiographie*, S. 75.

Fazit

Am Ende dieser Erkundung im Rauch der Schlacht bei Ebelsberg, die sich auf die sinnliche Dimension der kämpfenden lebendigen, verletzten oder toten Körper konzentrierte, haben die Ergebnisse vor allem Bedeutung für das Verständnis der Schlacht und die Erfahrung des Kampfes. Vor allem aber hat dieser Versuch erlaubt zu testen, ob sich eine Geschichte der Sinne im Kontext der Geschichte des Krieges operationalisieren lässt. Dieser Ansatz hat es erlaubt, den Blick auf Elemente zu richten, die beim Versuch, etwas vom Chaos einer Schlacht zu verstehen, leicht im Dunkeln bleiben.

So sind die Darstellungen der Schlacht in erster Linie durch den Anblick der Kämpfe konstituiert. Das Sehen organisiert die Erzählung, was recht gut übereinstimmt mit der traditionellen Hierarchie der Sinne, sogar in einem Fall wie diesem, wo der Rauch und die Eigenarten des Geländes die Sicht stark einschränken. Auch wird die Schlacht durch Bildmedien erzählt – es war die Rede von einer Grafik – und diese Quellengattung lässt sich wahrscheinlich zielführend nutzen für eine Geschichte der Sinne.

Die Umgebung einer Schlacht ist sehr laut. Besonders der Lärm der Artillerie beeinflusste die Schlachtumgebung massiv und wird regelmäßig mit den Geräuschen von Gewittern verglichen und so in die Nähe eines Naturereignisses gerückt. Die Schreie und die verschiedenen Befehle sind ebenfalls präsent, aber erst nach der Schlacht rücken die menschlichen und tierischen Geräusche in den Vordergrund, und die Schreie der Verletzten nehmen einen zentralen Platz in den untersuchten Erzählungen ein.

Die Schlacht ist auch ein Moment des physischen Kontaktes. Im Häuserkampf berühren sich die Körper der Soldaten eines Regiments, und der Kommandostil bedingt häufig, dass Soldaten gedrängt oder geschlagen werden. Säbelgriffe werden gehalten, Gewehre werden geladen, und der Tastsinn bestimmt auch das Verhältnis zum Feind in der Geste der Gewalt, die auch miteinschließt, dass man die Leichen berührt. Schließlich stellt die Erfahrung des Schmerzes in der Folge einer Verletzung und ihrer Folgen eine sensorielle Erfahrung des Kampfes dar.

Die Schlacht von Ebelsberg rief aufgrund der verbrannten Leichen mehr als andere Schlachten den Geruch in die Erinnerung der Memorialisten. Wahrscheinlich hatten auch das Schießpulver und der Schweiß der Soldaten einen Geruch, aber derjenige der verbrennenden Leichen zieht die Erinnerung der Autoren der Schlachtenberichte an, ein Geruch der Vernichtung von Körpern, der diese in die Nähe des bloßen Fleisches rückt.

Die Untersuchung der sinnlichen Wahrnehmungen der Körper in der Schlacht von Ebelsberg erlaubt so, die Erfahrung der Schlacht durch die Soldaten dieser Zeit besser zu verstehen, indem die klassische Erzählung der Schlacht dekonstruiert wird und die Untersuchung mehr miteinschließt als die bloße Verbindung zu den Waffen. Dies lässt uns auch besser die Beziehung der Soldaten zu ihren Sinnen und ihren Körpern verstehen, auch wenn die verfügbaren Quellen, die

in ihrer Mehrzahl lange nach den Ereignissen geschrieben wurden, es nötig machen, die Rolle der Erinnerungskonstruktion zu bedenken.

Eine Geschichte der Sinne kann, so lässt sich daraus schließen, auf der Grundlage von Textquellen geschrieben werden, indem man die Anspielungen berücksichtigt und die Aufmerksamkeit auf das Vokabular legt, das zur Beschreibung der Sinne verwendet wird. Diese Quellen erlauben es, einen Teil der sinnlichen Umgebung vergangener Ereignisse zu rekonstruieren und Praktiken und Erfahrungen in Erinnerung zu rufen, die andernfalls unberücksichtigt bleiben würden. Die Berücksichtigung der Entstehungsbedingungen hilft ebenso wie der Fokus auf das, was erwähnt, sowie auf das, was nicht oder nur beiläufig erwähnt wird, die Art und Weise zu verstehen, wie die Menschen früherer Zeiten ihre sinnliche Wahrnehmung repräsentierten. Die Schlacht mit ihrem Chaos und ihrer Komplexität ist ein idealer Ort, um die sinnlichen Körper zu beobachten, denn sie belastet die Sinne und bedroht sie in ihrer Integrität. Die Geschichte der Sinne eignet sich daher ebenso für thematische Untersuchungen, die durch die Sinne vermittelt werden, wie für Fragen nach der Entwicklung oder dem sozialen und kulturellen Gefüge eines bestimmten Sinnes.

Nebhia Guiga  <https://orcid.org/0000-0003-1388-7627>

Visual History

Max Gawlich 

Entstehungskontext

„Human experience is now more visual and visualized than ever before from the satellite picture to medical images of the interior of the human body.“¹

Der Fotograf Lennart Nilsson hat mit seinen Bildern von freischwebenden Föten vor schwarzem Hintergrund in dem berühmten Bildband „A Child is Born“ und der vorangehenden Bildserie des „Life Magazine“ ein besonders eindrucksvolles Beispiel der jüngeren visuellen Körpergeschichte geschaffen. In den Bildern von 1965 dokumentierte der Fotograf die Entwicklungsschritte des embryonalen Menschen für ein breites Publikum. Nilssons Bilder zeigten erstmals fotogra-

fisch und auf ästhetisch überzeugende Weise die Entwicklung und Entstehung des Embryos innerhalb des Mutterleibes.²

Mit diesen Einblicken in ein alltägliches, aber bislang ungesehenes Geschehen stehen Nilssons Bilder beispielhaft für die von dem Medien- und Kulturwissenschaftler Nicholas Mirzoeff diagnostizierte, um sich greifende Visualität in der modernen Kultur.³ Sie enthalten zudem eine ironische Brechung, insofern das Geschehen innerhalb der Gebärmutter der Schwan-

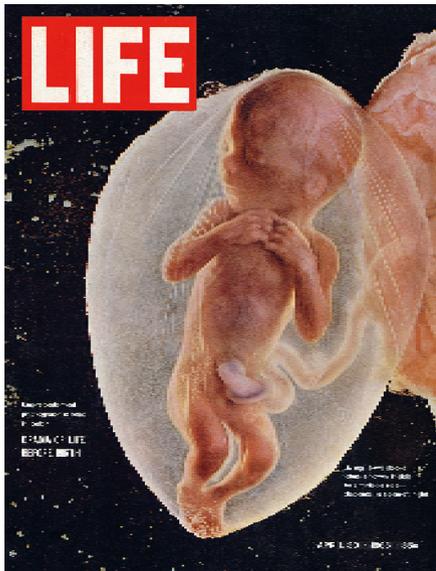


Abbildung 1 Titelbild Life Magazine 30. April 1965, Struggle of Birth © Lennart Nilsson Photography AB

- 1 Nicholas Mirzoeff: An Introduction to Visual Culture, London 1999, S. 1.
- 2 Lennart Nilsson/Lars Hamberger: A Child is Born; vgl zur Geschichte der Bilder Solveig Jülich: The Making of a Best-Selling Book on Reproduction: Lennart Nilsson's A Child is Born, in: Bulletin of the History of Medicine 3 (2015), S. 491–525.
- 3 Nicholas Mirzoeff: On Visuality, in: Journal of Visual Culture 1 (2006), S. 53–79, hier: S. 76.

geren mit toten Föten aus einer Klinik für Schwangerschaftsunterbrechungen visualisiert wurde.⁴

Der Gegenstand der körpergeschichtlichen Visual History ist das historische Sehen und Betrachten ebenso wie das Abbilden, Repräsentieren, Darstellen und Aufführen des menschlichen Körpers und die diesen Praktiken entstammenden Artefakte wie Videos, Fotografien, Bilder usw. Die Visual History eröffnet einen Zugang zu den Veränderungen der Kultur des Sichtbaren, welche durch die Verbreitung und den Wandel von Medienformen in der neueren Geschichte in den Vordergrund drängten.⁵ Dazu erfasst die Visual History ein Spektrum an Praktiken und Artefakten des Sehens, das von bildgebenden Verfahren in der pränatalen Diagnostik, über Familienalben, vernarbten oder tätowierten Körpern bis hin zu Wachsfigurenkabinetten reicht. Die Fülle an Techniken und Produkten, die den Körper sichtbar machen, verdeutlicht die genannte ausufernde Visualität der jüngeren Moderne, die am Anfang der neuen historischen Bildforschung stand und nach dem Kunsthistoriker W. J. Mitchell einen „visual turn“, eine kulturwissenschaftliche Hinwendung zum Bildlichen, notwendig machte.⁶ Wie zentral die Visualität des Körpers und damit seine Visual History für die Moderne ist, belegen sowohl die überlieferte Fülle von Darstellungen des Körpers als auch die konzeptuellen Herausforderungen, welche die Fotografie, das bewegte Bild oder jüngst die bildgebenden digitalen Verfahren für die kulturellen Kategorien der Identität, der Authentizität, der Ähnlichkeit und der Differenz bedeuten.⁷

Erste Schritte der modernen visuellen Körpergeschichte der Moderne begannen mit der medizinischen und der kriminologischen Fotografie seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Hier traten erstmals Praktiken und Diskurse der Identifikation mit den spezifischen Technologien der Fotografie oder später des bewegten Bildes zusammen, um die Identität des einzelnen Körpers visuell zu fixieren und als Erkennbare zu gestalten.⁸ Durch diese Schritte der visuellen Festlegung konnte das Individuum seinem „Anschein nach“ identifiziert und in normative Gegensatzpaare von Geschlecht, Gesundheit, Devianz, Wahnsinn sowie Fremdheit eingeordnet werden.⁹ Unter den ersten fotografischen Bildbänden und Sammlungen finden sich passend dazu sozialdokumentarische Fotografien der Armut im viktorianischen London, Beispiele des körperlichen Ausdrucks von

4 Jülich: *The Making of a Best-Selling Book*.

5 Gerhard Paul: *Von der Historischen Bildkunde zur Visual History. Eine Einführung*, in: Ders. (Hg.): *Visual history. Ein Studienbuch*, Göttingen 2006, S. 7–36, hier: S. 7.

6 William J. Mitchell: *THE PICTORIAL TURN*, in: *Artforum* 7 (1992), S. 89.

7 Jens Jäger: *Fotografie und Geschichte, Historische Einführungen*, Bd. 7, Frankfurt am Main, New York 2009, S. 9.

8 Jonathan Finn: *Making the Criminal Visible. Photography and Criminality*, in: Michelle Brown/ Eamonn Carrabine (Hg.): *Routledge International Handbook of Visual Criminology*, London/New York 2017.

9 Hans-Georg Hofer/Lutz Sauerteig: *Perspektiven einer Kulturgeschichte der Medizin*, in: *Medizin-historisches Journal* 2 (2007), S. 105–141, hier: S. 128–131.

Wahn und Hysterie sowie Abbildungen kolonialisierter Personen.¹⁰ Sie gestatteten den Betrachter:innen das Einüben des Unterscheidenkönnens, das heißt Menschen mit Hilfe von Differenzkategorien wie Alter, Geschlecht oder Klasse als einzelne Person einzuordnen und sich selbst entsprechend darzustellen. Solche Darstellungen und Seherlebnisse nennt Mirzoeff „visual events“.¹¹ Sie bilden die kleinste Einheit in der modernen „Kultur des Sichtbaren“. Für die historische Forschung besteht die Aufgabe, dieses moderne Sehen und Sichtbarsein zu untersuchen, um zu rekonstruieren, wie die vergeschlechtlichten, die rassifizierten, die migrantischen, die kranken oder die kriminellen Körper sichtbar gemacht und „erkannt“ wurden. Mirzoeff geht von einem konstruktiven Prozess aus, in dem Visual Events einen bedeutenden Anteil daran haben, zu bestimmen, wie eine Person und ihr Körper gesehen wird. Ob eine Person beispielsweise als wohlhabende schwarze Frau erkannt wird. Das Sehen und das Darstellen dieser visuellen Beziehungen bildete den zentralen Inhalt von visuellen Events, die nach Mirzoeff die Grundlage der Kultur des Sichtbaren bilden. Sie bildeten die Werte und Normen, welche den Zuschreibungen von Alter, Gesundheit, Klasse oder Geschlecht zugrunde lagen, allerdings nicht nur ab. Visual Events konstituierten als Bestandteil von Praktiken des Sehens das Soziale und aktualisierten die abgebildeten Normen.

Zentrale Beiträge

Den Ausgangspunkt der Visual History – unter dem Stichwort „visual turn“ – lieferte Ende der 1990er-Jahre WJT Mitchell.¹² Er diagnostizierte ein zunehmendes Interesse an Bildern und dem Visuellen in der Geschichtswissenschaft, das seine Entsprechung in einer umfassenden Visualisierung der Kultur hatte, wie sie Nicholas Mirzoeff Ende der 1990er-Jahre für die Moderne beschrieb.¹³ Wichtige theoretische Anknüpfungspunkte fanden sich in Theorien der Bildwissenschaft und Kunstgeschichte.¹⁴

Die Forschung betrachtet den Körper innerhalb der visuellen Kultur gleichzeitig als Medium und als Gegenstand der Darstellung, weshalb die körpergeschichtliche Visual History vor besonderen konzeptuellen und methodischen

10 Lydia Murdoch: *Imagined Orphans. Poor Families Child Welfare and Contested Citizenship in London* (The Rutgers Series in Childhood Studies), New Brunswick 2006, S. 22 f.; Asti Hustvedt: *Medical Muses. The Culture of Hysteria in Nineteenth-Century Paris*, London 2011; Sander L. Gilman: *Seeing the Insane*, Lincoln 1996; Z. R. Chaudhary: *Afterimage of Empire: Photography in Nineteenth-century India* 2012, S. 107–110.

11 Mirzoeff: *Introduction to Visual Culture*, S. 12.

12 Mitchell: *Pictorial Turn*.

13 Mirzoeff: *Introduction to Visual Culture*.

14 Horst Bredekamp: *Der Bildakt. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2007* (Wagenbachs Taschenbuch, Bd. 744), Berlin 2015; Hans Belting: *Likeness and Presence. A History of the Image before the Era of Art*, Chicago 2007.

Problemen steht.¹⁵ Körper verbinden dabei die Eigenschaften des Abbildes, des dargestellten Gegenstandes und des Trägers sichtbarer Bedeutungen und erfüllen dabei unterschiedliche Funktionen innerhalb eines Bildes – sei es zum Beispiel als Detailzeichnung der Gebärmutter in einem anatomischen Atlas oder im Rahmen eines Gruppenportraits in einem Familienalbum. Der Körper wurde aber lange Zeit kaum in den konzeptionellen und theoretischen Reflektionen thematisiert. Versuchen, Bildwirkung und Bildhandeln auf einer konzeptionellen Ebene zu theoretisieren, standen in Bezug zum Körper meist nur Untersuchungen spezifischer Dimensionen, Aspekte und Praktiken gegenüber, zum Beispiel die Konstruktion des gesunden Körpers in Hygieneausstellungen.¹⁶ Intensivere Auseinandersetzungen erfuhr die Körpergeschichte dementsprechend auch erst spät. 2007 publizierte die Zeitschrift „Werkstatt Geschichte“ ein erstes Sonderheft zum Körper und 2015 erschien ein Themenheft in der Zeitschrift „Fotogeschichte“.¹⁷ In Letzterem lag der Schwerpunkt auf medizinhistorischen Arbeiten.

Die deutschsprachige Visual History wurde besonders durch die Arbeiten von Gerhard Paul geprägt, der als Autor und Herausgeber zentraler Handbücher, Überblickstudien und Bildatlanten ebenso wie als Organisator wichtiger Forschungsnetzwerke aufgetreten ist.¹⁸ Der Körper nimmt in den bisherigen Forschungsarbeiten in diesem Feld eine wichtige, aber keine zentrale Rolle ein, vielmehr wird der Blick auf die Rolle von Bildern und dem Umgang mit ihnen – den Bildakten – in der gesellschaftlichen und politischen Kommunikation gerichtet.¹⁹ Diese Forschungslage ist dem Umstand geschuldet, dass der „visual turn“ in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft erst in den 2000er-Jahren erfolgte und dabei quer zur disziplinären Ordnung stand. Die neuen Forschungsinteressen verbanden Fragen der Geschichtswissenschaft, der Kulturwissenschaft und Kunstgeschichte. Die Visual History wird dabei sowohl von der allgemeinen Geschichtswissenschaft als auch von der Kunstgeschichte teils bis in die jüngste Zeit mit viel Skepsis begleitet.²⁰ Ein weiterer Grund dieses späten Interesses ist darin zu erkennen, dass der Körper und sein (Ab)Bild lange an die Kunstgeschichte delegiert wurden. In der Kulturgeschichte standen dagegen bis

15 Gerhard Paul: Vom Bild her denken. *Visual History* 2.0.1.6., in: Jürgen Danyel/Gerhard Paul/Annette Vowinckel (Hg.): *Arbeit am Bild. Visual History als Praxis*, Göttingen 2017, S. 15–72, hier: S. 55.

16 Sebastian Weinert: *Der Körper im Blick. Gesundheitsausstellungen vom späten Kaiserreich bis zum Nationalsozialismus*, Berlin 2017.

17 *Werkstatt Geschichte* 47 (2007) „Bilder von Körpern“; *Fotogeschichte* 138 (2015) „Medizin und Fotografie“.

18 Gerhard Paul (Hg.): *Visual history. Ein Studienbuch*, Göttingen 2006; Gerhard Paul (Hg.): *Das Jahrhundert der Bilder*, Göttingen 2009; Gerhard Paul: *BilderMACHT. Studien zur „Visual History“ des 20. und 21. Jahrhunderts*, Göttingen 2013; Gerhard Paul: *Das visuelle Zeitalter. Punkt und Pixel*, Göttingen 2016.

19 Bredekamp: *Der Bildakt*.

20 Paul: *Vom Bild her denken*, S. 21f.

in die frühen 2000er-Jahre Fragen nach der Materialität des Körpers oder die Diskursivität leiblicher Erfahrungen im Vordergrund.²¹

In kunsthistorischen Untersuchungen wurden seit den 1980er-Jahren die Vergeschlechtlichung von Körpern in künstlerischen Arbeiten, besonders in Aktstudien thematisiert. Sexualität, Geschlecht und Begehren sind neben der Normierung von Geschlechtskörpern zentrale Untersuchungsbereiche geschlechterhistorischer Forschungen, an die die Visual History des Körpers anschließen kann.²²

In zahlreichen Untersuchungen wurde das Ideal eines natürlichen, sexuellen, gesunden Körpers re- und dekonstruiert, der die Grundlage des kritisch normierenden Blicks bildete. Besonders von Ärzten und Physiologen wurden im 19. Jahrhundert mithilfe von Hygieneausstellungen und Wachsfiguren ästhetisch-medizinische Blicke etabliert. Arzt und Laie gemeinsam registrierten noch die kleinste Abweichung von Normen des Gesunden und Schönen.²³ Die Ausstellungen vermittelten Normen des gesunden Leibes auf unmittelbar sichtbare Weise und dienten den modernen Angestellten als Blaupause für die eigene Gesundheitsarbeit, wie unter anderem Maren Möhring eindrucksvoll nachzeichnet. Die Ideale von sportlicher und gesunder Männlichkeit bzw. Weiblichkeit und ihre ästhetische Inszenierung fanden in der Freikörperkultur ihre erste Ausformung, die die Grundlage zahlreicher (visueller) Körperdiskurse des 20. Jahrhunderts legte.²⁴ Barbara Duden hat mit ihren Erörterungen zum Ungeborenen und zur Schwangeren besonders gewichtige Beiträge vorgelegt, ohne dass diese Studien explizit als Beitrag zur Visual History deklariert wurden.²⁵ Der Versuch, jene Prozesse und Abläufe sichtbar zu machen, die dem ärztlichen und männlichen Auge entzogen sind, stellt ein zentrales „Problem“ der Medizingeschichte dar. Duden zeichnet nach, wie sich die Wahrnehmungen und Erfahrungen von Schwangeren verändert haben. Zentral ist ihre Beobachtung, dass das nach in-

21 Heiko Stoff: Diskurse und Erfahrungen. Ein Rückblick auf die Körpergeschichte der neunziger Jahre, in: 1999 2 (1999), S. 142–160, hier: S. 148 f.

22 Linda Nochlin/Thomas B. Hess (Hg.): *Woman as Sex Object. Studies in Erotic Art, 1730–1970*, London 1973; Barbara Schaeffer-Hegel/Brigitte Wartmann (Hg.): *Mythos Frau. Projektionen und Inszenierungen im Patriarchat*, Berlin 1984; Barbara Duden: *Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben*, Hamburg 1991; Barbara Duden: *Zwischen "wahrem Wissen" und Prophetie. Konzeptionen des Ungeborenen*, in: Barbara Duden/Jürgen Schlumbohm/Patrice Veit (Hg.): *Geschichte des Ungeborenen. Zur Erfahrungs- und Wissenschaftsgeschichte der Schwangerschaft 17.–20. Jahrhundert*, Göttingen, 2. Aufl., 2002, S. 11–48.

23 Susanne König: *Bilder vom Menschen – Geschichte und Gegenwart. Die Dauerausstellung des Deutschen Hygiene-Museums in Dresden*, in: *Zeithistorische Forschungen* 4 (2007), S. 246–255; Eva Meyer-Hermann (Hg.): *Blicke ! Körper ! Sensationen ! Ein anatomisches Wachs-kabinett und die Kunst; [... anlässlich der Ausstellung „Blicke ! Körper ! Sensationen ! Ein Anatomisches Wachs-kabinett und die Kunst“ im Deutschen Hygiene-Museum Dresden, 11. Oktober 2014–19. April 2015, Göttingen 2014.*

24 Maren Möhring: *Marmorleiber. Körperbildung in der deutschen Nacktkultur (1890–1930)*, Köln/Weimar/Wien 2004, S. 358 ff.

25 Duden: *Frauenleib als öffentlicher Ort.*

nen gerichtete Empfinden des Fötus im Mutterleib ersetzt wurde durch ein externalisiertes Sehen des ungeborenen Kindes im Ultraschallbild.²⁶ Ihre Arbeiten zur Entwicklungsphysiologie und Embryologie waren von zentraler Bedeutung für die Geschichte des Menschenbildes in der Anthropologie und Entwicklung der Humanwissenschaften.

Leistungen und heutiger Stand

Stand und steht in der Kunstgeschichte das einzelne Werk beziehungsweise sein Schöpfer und nur selten seine Schöpferin an zentraler Stelle, wirft die historische Bildwissenschaft und Visual History die Frage auf, welche Geschichte das Sehen selbst hat und was die historischen Bedingungen der visuellen Kulturen waren, in denen die sichtbare Inszenierung des Körpers erfolgte. Damit kann die Geschichtswissenschaft einen eigenen Beitrag auch zur Visual History des Körpers leisten. Als Gegenstand und Medium der politischen Ikonografie und öffentlicher Bildakte wird der Körper zunehmend in der breiteren Geschichtswissenschaft thematisiert, was verdeutlicht, dass die Gestalt des Körpers von zunehmender Bedeutung ist. So finden sich intensive Auseinandersetzungen zum Geschlecht oder zur Sexualität, zur Gewalt oder zur Körpererziehung in der Diktatur.²⁷ Die Filme und Fotografien faschistischer Bewegungen dienen als Beispiel für die visuelle Beziehung von Masse und Individuum, wie sie u. a. Leni Riefenstahl in ihrer Choreografie, ihren Bildern und Filmen der Nürnberger Reichsparteitage inszeniert hat.²⁸ Der zugerichtete, disziplinierte, männliche Körper der Soldaten oder des tollpatschig, eigensinnigen Charlie Chaplins in „Modern Times“ sind tief ins kulturelle Bildgedächtnis eingesunkene Beispiele moderner Körperbilder und verweisen auf die Zentralität des sichtbaren Leibes in der Moderne. Eine bedeutende Dimension ist beispielsweise die Konstruktion von rassifizierter Differenz. Beispiele hierfür sind frühe Fotografien von afrikanischen Sklav:innen, die nach Nord-Amerika verschleppt wurden, ebenso wie die Hagenbeck'schen Völkerschauen, die wie Performanzen des „Blackfacing“ Ereignisse des Sehens und

26 Vgl. auch: Daniel Hornuff: Schwangerschaft. Eine Kulturgeschichte, Paderborn 2014; Cornelius Borck: Der industrialisierte Mensch. Fritz Kahns Visualisierungen des Körpers als Interferenz-zonen von Medizin, Technik und Kultur, in: Werkstattgeschichte (2008), S. 7–22.

27 Adrian Schmidtke: Körperformationen. Fotoanalysen zur Formierung und Disziplinierung des Körpers in der Erziehung des Nationalsozialismus, Münster 2007; Cassandra Jackson: Violence, Visual Culture, and the Black Male Body, New York 2011; Cornelia Brink: Bildeffekte, in: Geschichte und Gesellschaft 1 (2011), S. 104–129; Nicholas Mirzoeff: Introduction THE GAZE, THE BODY AND SEXUALITY, in: Nicolas Mirzoeff (Hg.): The Visual Culture Reader, 2. Aufl., London 2002, S. 593–603.

28 Paula Diehl: Reichsparteitag. Der Massenkörper als visuelles Versprechen der „Volksgemeinschaft“, in: Gerhard Paul (Hg.): Das Jahrhundert der Bilder, Göttingen 2009, S. 470–479.

Darstellens sind. Auch andere Differenzkategorien wie Klasse oder Alter werden zunehmend bearbeitet und langsam in spezialisierten Diskursen erschlossen.²⁹

Im Anschluss an die Überlegungen Jägers zum Körper in der Fotografiegeschichte kann davon ausgegangen werden, dass der fotografierte, gemalte oder gefilmte Mensch immer als visuell abgebildeter Körper begegnet.³⁰ Das ermöglichte die historische Frage, wie dieser Körper als Gegenstand diskursiver Bedeutungszuschreibung repräsentiert, definiert, konstruiert, normiert, etc. wurde und warum es in jener historisch spezifischen Weise erfolgte.³¹

Diese Fragestellungen werden im Anschluss an bildwissenschaftliche und kunsthistorische Forschungsmethoden in ikonologischer Hinsicht operationalisiert. Das bedeutet knapp die Untersuchung der Darstellungen hinsichtlich ihres Inhalts, ihrer Form und ihrer Bedeutung sowie ihrer historischen Kontextualisierung. Die Quellen selbst sind durch eine intensive historische Kontextualisierung sowohl hinsichtlich ihrer Produktions- als auch ihrer Verwendungszusammenhänge zu historisieren. Daneben kann auch realienkundlich und sozialhistorisch nach dem historischen Körper in Darstellungen gefragt werden, indem Bekleidungen, Körperformen, Habitus, Ernährung oder ähnliche Dimensionen des Alltags anhand der Abbildungen erörtert werden.³² Zusammengefasst wird der Körper in dieser Forschungsperspektive hinsichtlich dreier Kategorien operationalisiert: der Körper als Subjekt, als Objekt und als Element der Darstellung, d. h. der Körper wird in der Form des Individuums im Portrait abgebildet, der Körper begegnet als Gegenstand der Forschung, wie zum Beispiel in anatomischen Darstellungen, oder der Körper erscheint als ästhetisches Element in größeren darstellerischen Zusammenhängen.³³ Das bedeutet auch, dass die Visual History, abgesehen von dem Auftrag der gründlichen Historisierung einzelner visueller Artefakte und ihrer Verwendung, keine spezifische Methode hat, sich Visual Historians stattdessen opportunistisch bei den Instrumentarien der historischen Bildforschung bedienen.

Neuere Forschungen haben die klassische Operationalisierung nach zwei Richtungen erweitert und damit das historiographische Potential der Visual History und die Möglichkeiten der Quellenkritik und Interpretation vergrößert. Der Körper war erstens nicht immer nur gebannt auf Papier oder Leinwand, sondern vollzog auch die zentralen Handgriffe der Produktion von Darstellungen, zu Beispiel das Fotografieren. Das heißt, die Historiker:in studiert den Körper des

29 Kymberly N. Pinder (Hg.): *Raceing Art History. Critical Readings in Race and Art History*, New York 2002.

30 Jäger: *Fotografie und Geschichte*, S. 128 f.

31 Ebd., S. 129.

32 Ronald Berg: *Die Photographie als alltagshistorische Quelle*, in: *Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte: zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte*, Münster 1994, S. 187–198, hier: S. 196 f.

33 André Rouillé/Bernard Marbot: *Le corps et son image. Photographies du dix-neuvième siècle*, Paris 1986.

abgebildeten Individuums im Portrait ebenso wie jenen der Maler:in oder Fotograf:in.³⁴ Ebenso wie die Aufnahme nur verkörpert erfolgen konnte, vermochte zweitens auch die Betrachter:in diese Darstellungen nur durch und mit ihrem Körper wahrzunehmen und zu rezipieren. Diese Erweiterung erkennt also den Körper und seine Praktiken als grundlegenden Teil der Produktion und Verwendung von Abbildungen des Körpers und kann hier neue Erkenntnispotentiale schöpfen. In diesem Rahmen werden nicht nur das Erleben und die Verwendung von Bildern zum Thema, sondern auch die Kontexte ihrer Entstehung, d. h. zum Beispiel das gemeinsame Posieren und die Performanz als Gruppe, wie sie Pilarczyk in ihrer Studie über Jugendgruppen darlegt. Der Verwendungszusammenhang richtet zusätzlich das historische Interesse auf die Rezipient:innenenseite und kann im Anschluss an soziologische oder anthropologische Studien nach den Entstehungs-, Betrachtungs- und Aufbewahrungsweisen fragen und sie damit ebenfalls für körperhistorische Fragestellungen erschließen.³⁵

Max Gawlich  <https://orcid.org/0000-0002-2700-4947>

34 Ulrike Pilarczyk: Grundlagen der seriell-ikonografischen Fotoanalyse. Jüdische Jugendfotografie in der Weimarer Zeit, in: Jürgen Danyel/Gerhard Paul/Anette Vowinckel (Hg.): Arbeit am Bild. Visual History als Praxis, Göttingen 2017, 75–99, hier: S. 87 f.

35 Pierre Bourdieu: Photography. A Middle-Brow Art, Stanford, Cal. 1990.

Das Töpfchenbild und die Körpergeschichte des Kleinkinds

Max Gawlich 

Einführung

1999 kam es durch einen Beitrag Jürgen Pfeiffers im Magazin „Der Spiegel“ zu einer öffentlichen Auseinandersetzung über die langfristigen Folgen der frühen Sozialisation in der DDR und ihren Zusammenhang mit rechtsradikaler Gewalt.¹ Pfeiffer bezog sich in seinem Beitrag auf die Überlegungen des hallischen Psychologen Hans Joachim Maaz, der bereits 1990 auf drohende Gewaltausbrüche gegen „Fremde und Schwächere“ durch den „Gefühlsstau“ der Jugendlichen und Erwachsenen der ehemaligen DDR hinwies.² Gerade die Gruppenerziehung im Kleinkindalter, visuell konkretisiert im gemeinsamen Töpfen und Töpfchensitzen, wurde zur Grundlage der diagnostizierten autoritären Persönlichkeit der neuen Mitbürger, wie das folgende Zitat verdeutlicht.

„Wer in Kindheit und Jugend einer autoritären Gruppenerziehung ausgesetzt ist und zu wenig an individueller Zuwendung und Förderung erfährt, ist in der Entwicklung eines gelassenen Selbstvertrauens behindert. Im Vergleich zu einem jungen Menschen, dem in seiner Sozialisation bessere Chancen zur freien Entfaltung seiner Persönlichkeit geboten wurden, wird er Fremde viel eher als bedrohlich erleben und als Feinde definieren.“³

Unterstrichen wurde diese Analyse durch den Abdruck mehrerer Fotografien. Eines dieser Bilder zeigte fünf Kinder in einem grün gekachelten Raum, die auf Töpfchen und einer Toilette sitzen. Die Kinder sind entlang einer Wand aufgereiht. Eine streng anmutende Hand ragt von links in den Raum hinein und ihr ausgestreckter Zeigefinger weist nach unten. Die Bildunterschrift lautet „Krippen-Kinder in der DDR: Emotional nicht satt geworden“. Letztlich war es dieses Bild, das namensgebend für die sogenannte Töpfchendebatte wurde, ein Aspekt der Kinderkrippenerziehung, der im Text allerdings ausgespart blieb.⁴

1 Christian Pfeiffer: Anleitung zum Haß, in: Der Spiegel, 1999, Nr. 12, S. 60–66.

2 Hans-Joachim Maaz: Der Gefühlsstau – ein Psychogramm der DDR, 1. Aufl., Berlin 1992.

3 Pfeiffer: Anleitung zum Haß, S. 63.

4 Eine kritische Zusammenfassung und mediengeschichtliche Einordnung liefert Maximilian Schochow: Erzählungen über ein fremdes Land. Die Töpfchen-These oder: Von der richtigen Erziehung, in: Rebecca Pates /Maximilian Schochow (Hg.): der „Ossi“: Mikropolitische Studien über einen symbolischen Ausländer, Wiesbaden 2013, S. 175–187.

Im folgenden Beitrag soll die Irritation über diese Bilder und ihre starke mediale Wirkung als Anlass eines verfremdenden Blicks genutzt werden. Mit den Mitteln der Visual History wird eine körperhistorische Untersuchung des Kleinkindes anhand des Töpfchenbildes unternommen. Es geht darum, diese Bilder hinsichtlich ihrer Inhalte, Form und Bedeutung für die Geschichte des Körpers kleiner Kinder zu befragen und zu rekonstruieren, was in diesen Fotografien dargestellt wurde, wie sie durch Produktion und Verwendung in historische Kontexte eingebunden waren und welche Schlüsse im Sinne einer körperhistorischen Forschung gezogen werden können.

Quelle und Operationalisierung

Das Töpfchenbild stellt ein fotografisches Motiv dar, bei dem Kleinkinder auf Nachttöpfen oder ähnlichen Möbeln abgebildet werden. Es bildet einen wiederkehrenden Bestandteil des visuellen Repertoires zur fotografischen Repräsentation oder Inszenierung von Kleinkindern und begegnet in privaten Fotoalben ebenso wie in publizistisch verwendeten Bildern aus dem Bereich der öffentlichen Kleinkindbetreuung. Der Topos des auf dem Töpfchen sitzenden Kindes findet sich in der Erziehungsliteratur bereits früh, zum Beispiel in den Schriften John Lockes [1693].⁵ Eine künstlerische oder grafische Darstellung erfolgt allerdings erst spät; soweit die Quellen übersehen werden, erfolgt dies erst mit der Verbreitung der Fotografie im 20. Jahrhundert. Eine erste Irritation über diese Gattung von Bildern geht daher von ihrer schieren Existenz aus, fällt die Darstellung des ausscheidenden Körpers doch für gewöhnlich unter das gleiche Tabu wie Abbilder von Exkrementen und Ausscheidungen. Das Thema begegnet für gewöhnlich in der Wissenschaft, Medizin oder in der künstlerischen Auseinandersetzung mit dem Abjekten, also jenem verworfenen Bereich des menschlichen Lebens, der für gewöhnlich nicht thematisiert und fern gehalten wird.⁶ Eine zweite Irritation geht von der mangelnden Anstößigkeit dieser Bilder, des abwesenden Ekels angesichts des Ausscheidens aus. Der Körper des Kleinkindes unterliegt offenbar anderen Blickregeln als der erwachsene Leib. Ausgehend von ihrer privaten und öffentlichen Möglichkeit, entfaltet sich sogleich ein ganzer Katalog von Fragen an diese historischen Bilder. Zunächst die grundlegende Frage danach, was in diesen Bildern dargestellt wurde. Wie wurde das Kleinkind, wie wurde der Körper des Kleinkindes ins Bild gesetzt? Welche Funktionen hatten die Bilder als Pressefotografien, welche Funktionen innerhalb der Familie? Wie ordnet sich das Töpfchenbild in die Kulturgeschichte der Kindheit und der Fami-

5 Béatrice Fontanel/Claire D'Harcourt: *Baby, Säugling, Wickelkind. Eine Kulturgeschichte*, Hildesheim 1998, S. 163.

6 Michael C. Frank: *Abjekt*, in: Ansgar Nünning (Hg.): *Metzler-Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, Stuttgart 2008, S. 1 f.

lie im 20. Jahrhundert ein? Bestehen Konjunkturen des Töpfchenbildes, gibt es Bildtraditionen über die Fotografie hinaus, und wann kommen diese Fotografien auf? Im Rahmen dieses Beitrags werden manche Fragen aber zugunsten des körperhistorischen Schwerpunkts nur gestreift.

Das Töpfchenbild wird im Folgenden in Anlehnung an die historische Methode der seriell-ikonografischen Untersuchung betrachtet. Diese Vorgehensweise bietet sich besonders für gleichförmige, massenhaft vorhandene, alltägliche Bilder an, deren historische Varianz durch eine bemerkenswerte Kontinuität in Motiv, in Darstellungsformen etc. eingegrenzt wird.⁷ Die Fotografie wird dabei aus unterschiedlicher Perspektive als Quelle operationalisiert. Die Fotografie ist erstens Darstellung, das bedeutet, sie ist Abbild eines Motivs mit einem konkreten Inhalt und einer gewählten Form. Sie ist ebenfalls fotochemische Aufzeichnung eines historischen Moments, in diesem Sinne Spur einer vergangenen Begegnung von Licht, Apparaten und Personen. Das heißt, sie ist drittens nicht nur materielle Spur von Lichtstrahlen, sondern für die Historiker:in noch relevanter, sie ist der Effekt vergangener Handlungen und sozialer Begegnungen.⁸ Eine weitere Quellendimension, die sowohl in der Familienfotografie als auch in der Pressefotografie von zentraler Bedeutung ist, stellt die Rezeptionsebene dar. Das Foto ist eben auch materieller Überrest, der in historischen Umgangsweisen und Überlieferungsformen wie Fotoalben, digitalisierten Sammlungen oder Archiven verwendet wurde und bis in die Gegenwart bewahrt wurde. Neben der möglichst dichten Rekonstruktion des historischen Kontexts, welche die Entstehungs- und Nutzungskontexte der Bilder erhellen mag, wird im Rückgriff auf planimetrische Linien die zweidimensionale Komposition der Fotografien analysiert. Zur epistemologischen Funktion von Linien als geeigneten Instrumenten des Fragens auch außerhalb der Kunstgeschichte haben Przyborski und Slunecko Überlegungen vorgestellt. In Anlehnung an Karl Mannheim und Max Imdahl zeigen sie, wie Linien das explizierende Erkennen impliziter Wissensbestände und kompositorischer Potentiale gestatten.⁹ Zusammengefasst bedeutet das methodisch: 1. Auswahl und Vergleich innerhalb der Gruppe von Bildern, 2. kompositorische und ikonografische Analyse des Dargestellten und 3. historische Kontextualisierung von Entstehungs- und Verwendungszusammenhängen. Mit diesen Werkzeugen werden im Folgenden die körperhistorischen Fragestellungen verfolgt.

Zur Umgrenzung und Beschreibung des Untersuchungsgegenstands eignet sich statt eines diskursiven Definitionsversuchs der Rückgriff auf die Quellen selbst. Typisch ist eine Schwarzweiß-Fotografie, die am 19. Dezember 1989 von

7 Ulrike Pilarczyk: Grundlagen der seriell-ikonografischen Fotoanalyse. Jüdische Jugendfotografie in der Weimarer Zeit, in: Jürgen Danyel/Gerhard Paul/Annette Vowinckel (Hg.): *Arbeit am Bild. Visual History als Praxis*, Göttingen 2017, 75–99, hier: 77f.

8 Ebd., 76.

9 Aglaja Przyborski/Thomas Slunecko: Linie und Erkennen. Die Linie als Instrument sozialwissenschaftlicher Bildinterpretation, in: *Journal für Psychologie* 3 (2012), hier: S. 20 f.

Manfred Uhlenhut in Berlin aufgenommen wurde.¹⁰ Das Bild zeigt leicht rechts der Mitte ein Kind, das fast die gesamte Bildhöhe und mit den ausgestreckten Beinen auch die Bildbreite einnimmt. Bekleidet mit einem kurzen Strampler, sitzt es auf einem Töpfchen.

Die Einengung des zu recherchierenden Bestands erfolgte anhand von Kriterien des Bildinhalts und seiner Gestaltung. Inhaltlich stand die Abgrenzung des Kleinkindes vom Kind im Vordergrund. Die frühe Kindheit bis zum dritten Lebensjahr, die in romanischen und angelsächsischen Sprachen mit dem Begriff der *Infancy* (lat. *Infantia*) ausgedrückt wird, ist in den ausgewählten Bildern dieses Beitrags klar zu erkennen. Nur das Kleinkind begegnet als Nutzer von Töpfchen und wird zudem noch bei seiner Nutzung fotografiert. Die prominente Inszenierung, die das einzelne oder mehrere Kinder ins Zentrum des Bildes rückt, ist dabei einmalig. Während ausnahmsweise auch Fotografien oder Abbildungen von Kindern begegnen, die eine Toilette benutzen, ist die Fülle der Überlieferung im Fall des Töpfchens dagegen bemerkenswert. Die Recherche nach den heuristisch umrissenen Fotografien erfolgte in digitalisiert zugänglichen Katalogen der Deutschen Fotothek (SLUB Dresden), des Bestandes des Allgemeinen Deutschen Nachrichtendienstes (BArch), des historischen Bildbestandes der WHO (Archives of WHO, Genf), des historischen Bestandes der Farm Security Administration (Library of Congress) sowie einigen zugänglichen privaten Fotoalben aus dem Tagebucharchiv Emmendingen sowie aus Privatbesitz.¹¹

Neben dem Inhalt schränkte die Form die Auswahl der Fotografien ein, die für diesen Beitrag als Quellen dienten. Dabei war der zentrale Aspekt, der die Bilder vom Kind auf dem Töpfchen heraushob, der Ort, wo die Fotografien entstanden. Während in der genannten Abbildung im „Spiegel“ der Raum der Gestaltung nach ein Sanitärraum war, nutzen die meisten anderen Fotografen und Fotografinnen die Mobilität des Artefaktes, die Kinder an Orten auf dem Töpfchen zu fotografieren, die gewöhnlich nicht mit dem Toilettengang assoziiert werden, u.a. Wohnzimmer oder Balkons. Das bemerkenswerte Ergebnis der Recherche war, dass in diesen sehr unterschiedlich entstandenen und überlieferten Beständen



Abbildung 2 Uhlenhut, Manfred, Kleines Kind sitzt auf einem Töpfchen in Berlin, 19.12.1989.

¹⁰ Manfred Uhlenhut, 1941–2018, Presse- und Kunstfotograf.

¹¹ Im Bestand der FSA fanden sich trotz zahlreicher Bilder aus Day-Care Institutionen keine Darstellungen, die den hier skizzierten Kriterien entsprachen.

nur zwei deutlich voneinander zu unterscheidende Typen von „Töpfchenbildern“ zu identifizieren sind. Wenn auch innerhalb dieser beiden Gruppen eine gewisse Varianz vorliegt, werden entweder ein einzelnes Kind in familiären Kontexten oder mehrere Kinder in gesellschaftlichen Betreuungsorganisationen beim Sitzen auf dem Töpfchen abgebildet. Die ausgewählten Darstellungen sind letztlich vier Fotografien vom Beginn und Ende sowie aus der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts, welche den genannten Kriterien exemplarisch entsprechen. Für die vorliegende Untersuchung wurden neben dem bereits genannten Bild von Manfred Uhlenhut eine Aufnahme von Friedericke Apel von 1916 aus Dresden und zwei weitere Darstellungen aus der Mitte des Jahrhunderts verwendet. Sie zeigen dem zweiten Typus entsprechend Gruppen in Betreuungskontexten: erstens aus einem UNRRA-Lager für Kinder mit Displaced-Persons-Status im Kloster Indersdorf 1946 und zweitens aus einer Betriebskinderkrippe in Dresden von 1965. Im Anschluss erfolgt in einer Synthese die Zusammenfassung und Einordnung der Ergebnisse anhand der Frage, was das Töpfchenbild auszeichnet und wie es in die Geschichte der Kindheit einzuordnen ist.

Fallbeispiel: Das Töpfchenbild und die Körpergeschichte des Kleinkindes

Einzelne Kinder

Die ausgewählten Bilder von einzelnen Kindern stammen aus den Jahren 1916 und 1989 und zeigen Kleinkinder, die vergnügt auf einem Töpfchen sitzen. Das ältere Bild zeigt ein Kleinkind bekleidet mit einem Kleidchen und prominent sichtbarer Kette. Entsprechend der Bildinformation wurde die Tochter der Fotografin Elfriede Apel fotografiert, die mit nackten Beinen auf einem Nachttöpfchen sitzt. Sie befindet sich dabei auf einem Balkon, wo eine Kinderdecke mit Tiermotiven ausgebreitet ist. Das Mädchen schaut strahlend in die Kamera. Das Bild wurde auf Hüfthöhe möglicherweise mit einer zu diesem Zeitpunkt aufkommenden Boxkamera geschossen. Überliefert sind die Fotografien auf Kunststoffnegativen und gehören zu einem Konvolut von über 50 Fotografien, digitalisiert und erschlossen durch die „Deutsche Fotothek“ der SLUB Dresden. Im Gegensatz zu vielen anderen Aufnahmen aus Privatbesitz, die den Familienalltag ablichteten, konnte der Entstehungskontext dieser Aufnahmen bemerkenswert detailliert rekonstruiert werden.¹² Mutter und Kind entstammen einem gut situierten, bürgerlich-militärischen Hintergrund und wohnen in Dresden-Bla-

¹² Timm Stral: *Knipser. Die Bildgeschichte der privaten Fotografie in Deutschland und Österreich von 1880 bis 1980*, München 1995; Jens Jäger: *Fotografie und Geschichte*, Frankfurt am Main/New York 2009, S. 188–193.

sewitz.¹³ Der abwesende Vater, der möglicherweise das imaginierte Publikum der Bilder bildete, war Offizier im Ersten Weltkrieg. Die Aufnahmen entstanden in der Regerstraße, einem von freistehenden Villen geprägten Stadtviertel im Zeitraum von 1914/15 bis 1918. Die Bilder zeigen Alltagssituationen und arrangierte Fotomotive seit der Geburt des Kindes. Sie bilden damit ein besonders frühes Beispiel der selbst und im Privatleben ausgeführten Familien- bzw. Kindheitsfotografie, die sich im deutschsprachigen Raum erst nach dem Zweiten Weltkrieg verbreitete.¹⁴

Die formale Untersuchung des Bildes kann diesen sozialhistorischen Kontext mit der Komposition in Beziehung setzen. Das Kind befindet sich in der unteren Hälfte der etwas schief fotografierten Aufnahme, im Zentrum von vier sich wiederholenden Rechtwinkeln. Diese umgrenzen einen kleinen Kernbereich, der Kategorien des kleinen, familialen Privatbereichs aufnimmt und Erfahrungen von Intimität und affektiver Wärme evoziert. Das Kind, im spitz über dem Kopf zulaufenden Dreieck, steht als Individuum im Zentrum des Bildes. Die Linien weisen eine Tendenz nach oben auf, eine Entwicklungstendenz, die auch dem Bildmotiv, dem Erlernen von Körperkontrolle entspricht. Neben den Aspekten Familismus und Entwicklung tritt ein dritter Aspekt deutlich hervor, der eine intensive ästhetisch-affektive Wirkung in der Betrachter:in erzeugt. Die leuchtenden Augen und der lachende Mund sprechen die Betrachter:in unmittelbar an und erwirken eine analoge Reaktion. Die Ansprache der Betrachter:in erfolgt durch die fotografische Reproduktion des „affektiven Moments“ zwischen Fotografin (Mutter) und porträtiertem Kind. Kristina Lewis hat in ihrer Studie zur „Ästhetik der Kunstfotografie“ auf die besondere Stilisierung des

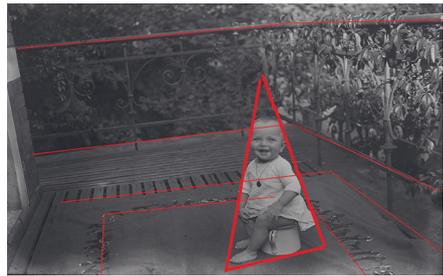


Abbildung 3 Apel, Elfriede, Die Tochter der Fotografin auf dem Töpfchen, 1916 Dresden. Planometrie durch den Autor.

13 Deutsche Fotothek/Anne Spitzer: Apel, Elfriede. Künstler-Datensatz 90053449, online: <http://www.deutschefotothek.de/documents/obj/90037162> [21.01.2021].

14 Vgl. Katharina Rutschky: Die Fotos der frühen Jahre. Eine Fallstudie zur sogenannten Amateurfotografie, in den Jahren 1945–1970: Die Sammlung Müller, in: Klaus Honnef/Rolf Sachsse/Karin Thomas (Hg.): Deutsche Fotografie. Macht eines Mediums 1870–1970, Bonn 1997, S. 200, hier: S. 201; Stral: Knipser, S. 93–98.

„affektiven Moments“ hingewiesen, welche die besonders enge, körperlich erfahrene Beziehung von Mutter und Kind ästhetisch zum Ausdruck brachte.¹⁵

Das Bild von Uhlenhut, aufgenommen im Dezember 1989, zeigt ein Kind, bekleidet mit einem kurzen Strampler, das auf einem Töpfchen sitzt. Die ganze Szene findet auf einem floral gemusterten Teppich statt, das Kind blickt nicht zum Fotografen, sondern scheint mit einer dritten Person zu kommunizieren; die Augen sind heiter und aufgeweckt, erwartungsvoll konzentriert beißt sich das Kind auf die Lippen. Die nackten Beine sind entspannt, spielerisch von sich gestreckt, und die Hände sind im Schoß. Das dazugehörige zweite Bild lässt den Raum etwas besser erahnen, da der Winkel weiter gewählt wurde. Hier sind zusätzlich ein Tisch und mindestens eine sitzende Person im Hintergrund zu erkennen.

Zunächst ist der materielle Wandel in der Bekleidung der beiden Kinder und der Töpfchen zu bemerken, wobei dieser offenbar wenig ausgeprägt war, da Form und Funktion der Bekleidung und der Töpfchen sehr ähnlich geblieben sind. Besonders hinsichtlich der räumlichen Verhältnisse sind die Abbildungen ähnlich, insofern sie Räume und Bereiche von Wohnungen zeigen, die gerade nicht Toilettenräume oder Badezimmer sind. Die Kinder durften oder sollten ihre Töpfchen im Wohnzimmer oder auf dem Balkon verwenden und wurden dazu nicht in einen spezifisch differenzierten Raum gebracht. Dieser Umstand hebt ihren Sonderstatus als sich Entwickelnde hervor, die (noch) nicht alle Regeln des Haushalts zu befolgen brauchen.

Wie ist es zu erklären, dass die Abbildungen dabei so bemerkenswert ähnlich sind und deutliche Kontinuitäten aufweisen, während die Gruppendarstellungen aus der Mitte des Jahrhunderts kaum diese ästhetische Wirkung zu entfalten vermögen? Der Vergleich mit dem deutlich jüngeren Bild weist dabei einige erklärungsbedürftige Parallelen auf, denn während Abels Bild bereits 1916 aufgenommen wurde, stammt Uhlenhuts Fotografie vom Ende des 20. Jahrhunderts. Es kann also kaum eine durch zeitliche Nähe oder fotografische Qualität begründete affektiv-ästhetische Wirkung sein, sondern es muss aus der Bildgestaltung rekonstruiert werden. Planimetrische Linien verdeutlichen, dass die Bilder eine Figur mit einer breiten Basis zeigen, welche sich nach oben hin verjüngt, gleichsam nach oben strebt. Dieser Eindruck wird verstärkt, durch die ebenfalls nach oben gerichteten Blicke und die damit einhergehende Körperhaltung.

Während der Schnappschuss von Apel offenbar spontan und rasch aus der Hüfte geschossen wurde, ist die Fotografie von 1989 rechtwinkliger an der Längsachse des portraitierten Kindes ausgerichtet. Möglicherweise konnte Uhlenhut hierbei Hilfslinien nutzen oder es zeigt seine handwerkliche Routine als pro-

15 Kristina Lowis: Eine Ästhetik der Kunstphotographie im internationalen Kontext (1891–1914). Dissertation, Düsseldorf 2003, S. 214; Verena Faber, Elfriede Reichelt 1883–1953. Atelierfotografie zwischen Tradition und Moderne. Mit einem Verzeichnis der Werke. Dissertation, München 2011, S. 155.

fessioneller Fotograf. Sein Bild zeigt das Kind leicht nach rechts versetzt zur Mittelachse, eine Position, die in Verbindung mit den Diagonalen, welche durch die Beine verlängert werden, den Bildraum harmonisch aufteilt.

Die Rekonstruktion der Kompositionsprinzipien der Bilder legt den Schluss nahe, dass die Ästhetisierung von Mutter-Kind-Beziehungen in der Fotografie ein Beispiel für die vermeintlich natürliche Kontinuität und Beharrlichkeit der Familie im turbulenten gesellschaftlichen Wandel sei. Dagegen kann die Langlebigkeit des Motivs auch als Hinweis auf einen spezifischen historischen Wandel dienen.

Die Durchsetzung der bürgerlichen, mit affektiven und ökonomischen Ressourcen ausgestatteten Erziehungskonstellation wurde in der familiengeschichtlichen Forschung immer wieder thematisiert. Die kindzentrierte Familie, deren gesellschaftliche Hauptfunktion die Erziehung und Sozialisation des Kindes war, setzte sich nach dem Zweiten Weltkrieg in der gesellschaftlichen Breite durch. Der fordistische Wohlfahrtstaat und die idealisierte Hausfrauenehe bildeten in Westdeutschland den gesellschaftlichen und familialen Hintergrund. Auch in den sozialistischen Staaten hatte das Kleinfamilienmodell, trotz der stärkeren Einbindung von Frauen in die Erwerbsarbeit und entgegen allen kommunistischen Proklamierungen Konjunktur. In den ost- und westdeutschen Familienalben wurden nicht mehr nur klassische halböffentliche Ereignisse wie die Einschulung oder die Hochzeit fotografisch festgehalten, sondern auch familiäre und intime Prozesse wie der Töpfchengang. Die Dokumentation selbst war ein zentraler Beleg dieses Interesses am Kind. Während im 19. und frühen 20. Jahrhundert Erziehungstagebücher die Entwicklung des Kindes im gebildeten Bürgertum festhielten, wurden seit den 1930er-Jahren Fotografien erschwinglicher und bedeutsamer.¹⁶ Dabei stehen der „Stuhlgang“ ebenso wie die ersten Schritte und ersten Worte für eine zunehmende Persönlichkeitsbildung, Selbstbeherrschung und Körperkontrolle.¹⁷ Das Töpfchenbild konnte den familiären Chro-

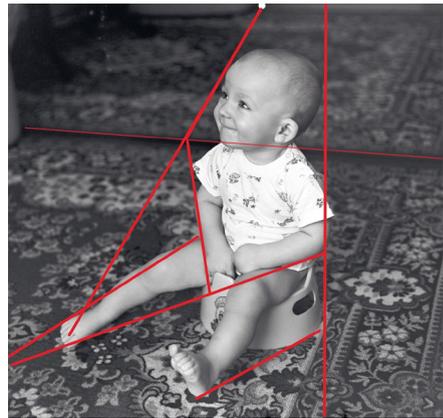


Abbildung 4 Uhlenhut, Manfred, Kleines Kind sitzt auf einem Töpfchen in Berlin, 19.12.1989; Planometrie durch d. Autor.

16 Der Ansicht Bourdieus, dass ein Großteil der nicht-professionellen Fotografie entweder die Familie abbilde oder einem familienbezogenen Zwecke diene, widerspricht Starl entschieden, wenn er auch die wichtige Rolle, die Kindheitsbilder in der Familienfotografie einnehmen, erläutert, Stral: Knipser, S. 144–147.

17 Yvonne Schütze: Zur Veränderung im Eltern-Kind-Verhältnis seit der Nachkriegszeit, in: Rosemarie Nave-Herz (Hg.): Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland. Eine zeitgeschichtliche Analyse, Stuttgart 2002, S. 71–97, hier: S. 74.

nisten also hervorragend als Zeichen der gesunden Entwicklung vom Säugling zum Kleinkind dienen.

Gruppen

Der Vergleich mit Gruppenaufnahmen betont diese Merkmale der Portraits. Als journalistisch-dokumentarische Zeugnisse aus der Mitte des 20. Jahrhunderts betonen die Fotografien ihre indexikalische Wirkung durch nüchterne Bildsprache, das heißt, die Bilder sollten im Gegensatz zu den familiären Portraits keine affektiv-ästhetische Wirkung erzielen, sondern nüchtern das zu Berichtende zeigen. Das erste Bild zeigt Kinder mit einer Nonne und einer Mitarbeiterin der UNRRA auf Kloster Intersdorf in der unmittelbaren Nachkriegszeit.

Insgesamt 14 Kinder sind hier teils zur Kamera gewandt auf Nachtöpfen abgebildet. Sie sind weitgehend mit Kleidchen und Schuhen bekleidet, teilweise essend. Die Nonne befindet sich ebenso wie die Mitarbeiterin Anna Marie Dewaal-Malefyt gerade dabei, einem Kind aufs Töpfchen zu helfen, wozu sie sich über die Kinder beugen. Die Blicke der meisten Kinder wiesen in die Richtung des Fotografen. Das Bild ist überliefert in den United Nations Archives und zeigt Waisenkinder, die im Displaced-Persons-Lager Kloster Intersdorf im Nordwesten Münchens lebten. Hier wurden bis zu 250 Kinder von der UNRRA und den Klosterangehörigen nach Kriegsende versorgt.¹⁸ Die Fotografie dokumentierte dieses Schutz- und Sorgeverhältnis, indem ein besonders alltäglicher Moment der Bedürfnisbefriedigung ausgewählt wurde. Unter anderem von David CHIM Seymour wurden vergleichbare Fotografien essender Kleinkinder immer wieder als Motiv gewählt, um die Kriegsfolgen und ihre Überwindung im Europa nach dem Ende der militärischen Auseinandersetzungen in seiner fotografischen Arbeit für die UNESCO

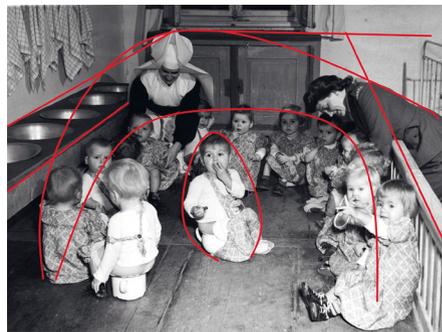


Abbildung 5 UNRRA, DP Lager Kloster Intersdorf, United Nations-Archives, S-1058-0001-01-143.

¹⁸ Juliane Wetzel: United Nations Relief and Rehabilitation Administration (UNRRA), in: Historisches Lexikon Bayerns (2012).

darzustellen.¹⁹ Zwei Aspekte der ausgewählten Fotografie tragen erheblich zur überzeugenden Darstellung von Sorge und Wohlfahrt bei. Während das Essen die unmittelbare Sicherung der Existenz ins Bild setzt, kann die einigermaßen geordnete und von äußeren Katastrophen unbehelligte Befriedigung von Ausscheidungsbedürfnissen als Rückkehr von Normalität verstanden werden. Die Waisenkinder, auch wenn ihnen die Angehörigen und die idealisierte Kindheit geraubt worden waren, lebten nun wieder in einem beschützten Raum, in dem staatliche und kirchliche Fürsorgeorganisationen ihr Wohlbefinden garantierten.²⁰ Die planimetrischen Linien, welche ich in das Bild eingezogen haben, verdeutlichen diesen ersten Aspekt. Sie explizieren die Konstellation von der Nonne im Habit und der uniformierten UNRRA-Mitarbeiterin, welche sich stellvertretend für Staat und Kirche über den Kreis von Kindern beugen. Diese wurden in ihrer hufeisenförmigen Anordnung als Gemeinschaft im beschützten, auf ihre spezifischen Bedürfnisse hin gestalteten Räumen situiert. Die abgebildeten Frauen agierten damit einerseits als Repräsentanten von Fürsorgeorganisationen, andererseits kamen sie ihrer individuellen, geschlechtlich codierten Aufgabe der mütterlichen Sorge nach. Bilder von Kleinkindern verweisen überdies durch ihre Körper einerseits auf ihre spezifische Vulnerabilität in Situationen kriegerischer Auseinandersetzungen oder gesellschaftlicher Desorganisation, andererseits verkörpern sie die „Früchte“ der fürsorgerischen Arbeit besonders sichtbar, indem sie drall und wohlgenährt auf eine Zukunft ohne Sorgen verweisen.²¹ Kinder, die sichtbar körperlich unter den Lebensbedingungen im Konzentrationslager gelitten haben, wurden in diesen Aufnahmen nicht gezeigt.

Diese Sichtbarkeit des Wohlbefindens bildete in den sozialfürsorgerischen und -hygienischen Programmen und Planungen der Vorkriegszeit eine wichtige Rolle als Gradmesser für erfolgreiche Wohlfahrtsstaatsarbeit. Organisierte Betreuung in Säuglingsheimen, Wochenkrippen oder anderen staatlichen Fürsorgeeinrichtungen maß sich meist anhand zentraler Kennziffern und mess- oder sichtbarer Merkmale gesunder körperlicher Entwicklungen des Kindes.²² Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde diese Fixierung auf die somatische Gesundheit durch Studien zum Hospitalismus und die breite Rezeption psychoanalytischer Theorien zum Bindungsverhalten von Menschen kritisiert und besonders im angelsächsischen Westen mit einer Idealisierung und Naturalisierung der frühkindlichen Mutter-Kind-Beziehung verknüpft.²³ Kollektivistische Formen der

19 David Seymour: *Children of Europe* (Publication no. 403 of the United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization), Paris 1949, S. 40f.

20 Tara Zahra: *Lost Children: Displacement, Family, and Nation in Postwar Europe*, in: *The Journal of Modern History* 1 (2009), S. 45–86, hier: S. 47f.

21 Anne Higonnet: *Pictures of Innocence. The History and Crisis of Ideal Childhood* (Interplay), London 1998, S. 298.

22 Sigrid Stöckel: *Säuglingsfürsorge zwischen sozialer Hygiene und Eugenik. Das Beispiel Berlins im Kaiserreich und in der Weimarer Republik*, Berlin/New York 1996.

23 Marga Vicedo: *The Social Nature of the Mother's Tie to her Child. John Bowlby's Theory of Attach-*

Kleinkindbetreuung und Sozialisation, emblematisch verkörpert durch das gemeinsame Töpfchensitzen, waren innerhalb dieses Deutungsrahmen nur in Not-situationen möglich. Das Bild aus dem Kloster Intersdorf verweist daher nicht nur auf eine bedingte Normalisierung des Lebens der Kinder im DP-Lager, sondern auch auf den Ausnahmecharakter der abgebildeten Situation, die Ausdruck weitreichender gesellschaftlicher Zerwürfnisse und Beschädigungen in Europa war.

Die Fotografie von Richard Peter Jun. aus der Betriebskinderkrippe VEB Transformatoren – und Röntgenwerk in Dresden von 1965 zeigt vier Kinder, die auf einer Töpfchenbank sitzen, in getrennten Sitzeinheiten und durch eine Stange am Aufstehen gehindert.²⁴ Sowohl diese „Fixierung“ als auch der fehlende reizend lächelnde Gesichtsausdruck, der von Kinderbildern erwartet wird, stellen die abgebildete Situation unter Verdacht. Das Bild ist allzu leicht in eingeübte Blickweisen einzuordnen, welche in der Gruppenbetreuung von Kleinkindern nur defizitäre Ersatzleistung erkennt. Den Hintergrund der Fotografie bildet ein gegitterter Laufstall, und die Wände erscheinen kahl.

Planimetrische Linien, heben auf den ersten Blick die strenge rechtwinklige Ordnung im Raum hervor, und die körperhistorische Interpretation der Fotografie scheint sich fast von selbst zu schreiben. Überspitzt formuliert: In Reih und Glied sitzende Kinder, die Strenge der Geraden und rechten Winkel aufnehmend, zeigt die Fotografie, wie sich sowohl die Kinder als auch ihre Körperfunktionen in die geplante Ordnung der sozialistischen Gesell-

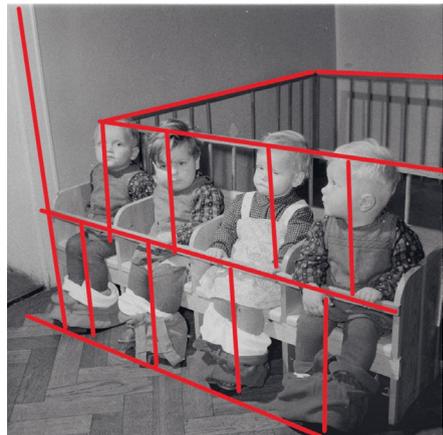


Abbildung 6 Peter, Richard jun., Vier Kinder auf dem Töpfchen, Dresden 1965.

ment in Post-War America, in: *The British Journal for the History of Science* 3 (2011), S. 401–426, hier: S. 408f.

²⁴ Richard Peter Junior 1915–1977, Fotograf, *Bildjournalist*, 1966 Publikation eines Bandes „Ein Werk wächst mit seiner Stadt“ über den VEB Transformatoren – und Röntgenwerk in Dresden“.

schaft einreihen müssen und ihre Entwicklung zur „harmonisch allseitig entwickelten sozialistischen Persönlichkeit“ ihre ersten wichtigen Schritte genommen hat. Zwei Einwände lassen sich gegen diesen historisch spezifischen westdeutschen Blick auf die Kinderkrippe und das gemeinschaftliche Töpfchensitzen richten. Zunächst zeigen die eingezogenen Linien die Verzerrung der rechten Winkel des Raums, die Dynamik und Spiel in das Bild einbringt. Handwerklich routiniert hat Peter das Bild in Drittel strukturiert und unter Ausnützung der perspektivischen Verzerrung eine leichte Öffnung des Raums zwischen den Linien in der Leserichtung von links nach rechts eingearbeitet. Die Kinder sitzen zwischen diesen sich spreizenden Strahlen. Peter wählte eben nicht die streng-rechtwinklige frontale Perspektive, welche so viel besser geeignet gewesen wäre, um die Ordnung der kleinsten Glieder der sozialistischen Gesellschaft zu verbildlichen.

Daneben kann auf die west- und nordeuropäischen (Bild-)Traditionen der außerhäusiger Kleinkindbetreuung verwiesen werden.²⁵ Für eine kontextualisierende Untersuchung muss die Normalität in Betracht gezogen werden, die das Abgebildete in der DDR zwischen 1949 und 1990 auszeichnete.²⁶ Dies drückt sich auch in der Tatsache aus, dass diese Art von Auftragsarbeiten zahlreich angefertigt wurden, um den Alltag der Krippe zu dokumentieren und publizistisch verfügbar zu machen. Das kollektive Töpfchen bildete einen wichtigen Aspekt der Zeitordnungen im Krippenalltag, wo nach dem Schlaf und dem gemeinsamen Essen, unter Ausnützung physiologischer Zusammenhänge, etwa dem sog. gastrokolischen Reflex (die Stuhlgang anregende Wirkung von Nahrungsaufnahme) der Takt der Krippe eingeübt wurde. Die modernistische Vorstellung eines umfassend plan- und manipulierbaren Körpers, der sowohl der sozialistischen Vision des Neuen Menschen als auch der mikrosozialen Installation von Tagesabläufen und hygienischen Standards in der Krippe zu Grunde lag, wurde hier konkretisiert.²⁷ Zahlreiche vorschul- und kleinkindpädagogische Studien zur Arbeit in den Krippen und Kindergärten zeugen ebenso von dieser Normalität wie die Verbreitung des Bild- und Textthemas in der DDR-Presse.²⁸ Bis in die frühen

25 Sandrine Kott: Krippe, in: Martin Sabrow (Hg.): *Erinnerungsorte der DDR*, München 2009, S. 218–227, hier: S. 220 f.

26 Alf Lütke: Kein Entkommen? Bilder-Codes und eigen-sinniges Fotografieren; eine Nachlese, in: Karin Hartewig/Alf Lütke (Hg.): *Die DDR im Bild. Zum Gebrauch der Fotografie im anderen deutschen Staat*, Göttingen 2004, S. 227–236, hier: S. 229 f.; Mary Fulbrook: ‚Normalisation‘ in the GDR in Retrospect. East German Perspectives on Their Own Lives, in: Mary Fulbrook (Hg.): *Power and Society in the GDR, 1961-1979. The „Normalisation of Rule“?*, New York 2009, S. 278–319, hier: S. 316 f.

27 Zur planbaren Kindheit besonders Florian Eßer: Die verwissenschaftliche Kindheit, in: Meike Sophia Baader/Florian Eßer/Wolfgang Schröer (Hg.): *Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge*, Frankfurt am Main 2014, S. 124–153, hier: S. 127; zur modernen Planungseuphorie im Allgemeinen vgl. Dirk van Laak: Planung, Planbarkeit und Planungseuphorie, in: *Docupedia-Zeitgeschichte* (2010).

28 Jürgen Reyer/Heidrun Kleine: Die Kinderkrippe in Deutschland. Sozialgeschichte einer umstrittenen Einrichtung, Freiburg im Breisgau 1997, S. 122–125.

1960er-Jahre und nochmals in den 1970er-Jahren bildete der Ausbau von Kinderbetreuungsstätten, parallel zu globalen gesundheitspolitischen Programmen der WHO oder der UNESCO, einen zentralen Baustein in den sozialhygienischen Programmen, die darauf abzielten die Säuglingssterblichkeit zu senken und die Kindergesundheit zu steigern.²⁹ In der DDR und den anderen sozialistischen Staaten dienten sie zudem der Mobilisierung weiblichen Arbeitskräfte. Seit den 1960er-Jahren wurde eine über die Pflege hinausgehende Betreuung, Erziehung und Förderung im Krippensektor etabliert, nachdem die Krippe als erste Stufe des sozialistischen Bildungssystems definiert wurde. Die Töpfchenbilder aus der Mitte des Jahrhunderts sind folglich auch in der DDR Ausdruck eines planerisch vorgehenden, intervenierenden Wohlfahrtsstaates, dessen soziale Vision allerdings über die Versorgung von Waisen und Beschädigten hinaus reichte und von der Vorstellung einer komplementären Funktion der gesellschaftlichen Bildungsinstitutionen ausging. Vor dem Hintergrund dieser gesellschaftlichen Normalität betrachtet, kann das Bild möglicherweise als wenig gelungen erscheinen, aber es dokumentierte zuallererst den Aufbau von Kinderbetreuungsstätten mittels einer nur dort begegnenden Körper-Raum-Ordnung und Praxis.

Fazit

Zum Schluss möchte ich nochmals fragen, was diese Bilder von kleinen Kindern auf Töpfchen körperhistorisch verbindet und damit nochmal auf die Frage eingehen, was eine Visual History des Körpers leisten kann. Das Kleinkind begegnet in den Fotografien einer nur ihm zustehenden Praxis. Sei es als Entwicklungsschritt, der die Ablösung von Windeln dokumentiert oder als gewöhnliche Hygienepraxis, nur das Kleinkind wird auf dem Töpfchen ins Bild gesetzt. Es ist eine Person, die sich in der Entwicklung befindet und die durch defizitäre Körper-, Geist- und Affektbeherrschung bestimmt sei. Dabei wird das Töpfchensitzen als ein wichtiger Entwicklungsschritt auf dem Weg zur selbstständigen Person fotografisch festgehalten. Hier gelang die Beherrschung der eigenen Körperlichkeit. Im Sitzen drückt es seine zunehmende Nähe zur Welt der Kinder und Erwachsenen aus. Wo nicht Meisterung des Töpfchens im Zentrum stand, dort zeigte das Töpfchen oder die Töpfchenbank den besonderen Status des Kleinkindes, das aufgrund seiner kurzen und eigenwilligen Körperlichkeit noch außerhalb der hygienischen Ordnungen von Kindern und Erwachsenen lebte. Eingeordnet in die Kulturgeschichte der Kindheit, versinnbildlicht das Töpfchenbild damit eindrucksvoll die verflochtene Bezogenheit zweier Kernelemente der modernen

²⁹ World Health Organization (WHO): The Care of Well Children in Day-Care Centres and Institutions. Report of a Joint UN/WHO Expert Committee Convened with the Participation of FAO, ILO and UNICEF, Genf 1962.

Kindheit, das „Moratorium der Kindheit“ und die spezifische prozedurale Gestalt der „Entwicklungskindheit“.³⁰

Was verdeutlicht dabei die serielle Betrachtung der Einzel- und Gruppenbilder? Neben den Möglichkeiten der realienkundlichen bzw. alltagshistorischen Einsichten in die materielle Kultur, mit der Kleinkinder ausgestattet wurden, – insbesondere die spezifischen Möbel der institutionellen Kinderbetreuung oder die Varianz der Kleinkindbekleidung fallen auf – ist die gestalterische Ähnlichkeit der Bilder bemerkenswert. In allen ist das Ausscheiden an- und abwesend zugleich. Der Akt, welcher eigentlich im Zentrum der Aufnahme steht, die mehr oder weniger erfolgreiche Bewältigung des selbstständigen Stuhlgangs und Urinierens wird, bedingt durch das Utensil und die Körperhaltung, nicht gezeigt. Das Ausscheiden selbst, die körperliche Entäußerung von Kot oder Urin kann und soll nicht abgebildet werden, es unterliegt weiterhin dem Tabu. Es wirkt ebenfalls auf typischen Bildern aus Säuglingspflegekursen, wo bevorzugt Väter beim Üben des Windelwechsels fotografiert wurden, ohne dass Kot oder Urin sichtbar waren.

Die fotografien eröffnen einen Zugang zur Körpergeschichte des Kleinkindes, insofern sie die Praktiken, Gerätschaften, Raum- und Zeitordnungen dokumentierten, mit denen die Körper des Kindes umgeben wurden. Dabei war der Einstieg über die skandalisierende Berichterstattung der 1990er-Jahre insofern hilfreich, als er den Blick vorbereitete, die Übung der Körperfunktionen in privaten und außerhäusigen Betreuungsverhältnissen als Praktiken der Erziehung, der Subjektivierung und der Hygiene zu erkennen. Die Spannung zwischen angestrebter Erziehungspraxis einerseits und erfahrener Autonomie andererseits erschließt sich aber nicht unmittelbar aus den Bildern und kann nur bedingt aus den Entstehungskontexten erschlossen werden. Deren Deutungen verweisen vielmehr auf die tradierten Sehgewohnheiten und historischen Vorstellungen von gelingender Kindheit, welche Betrachter:innen an die Bilder herantragen.³¹ Dieser Deutung entsprechend fehlen Töpfchenbilder in der fotografischen Überlieferung zur antiautoritären Erziehung im Kinderladen oder der West-Berliner Krippenforschung von Kuno Beller.³² Dies ist umso deutlicher, als diese Publikationen nicht wenige Darstellungen nackter Kleinkinder aufweisen. Neben den einzelnen Ergebnissen der Betrachtung erschließt das Töpfchenbild damit ers-

30 Jürgen Zinnecker: Kindheit und Jugend als pädagogische Moratorien. Zur Zivilisationgeschichte der jüngeren Generation im 20. Jahrhundert, in: Dietrich Benner (Hg.): Bildungsprozesse und Erziehungsverhältnisse im 20. Jahrhundert. Praktische Entwicklungen und Formen der Reflexion im historischen Kontext, Weinheim 2000, S. 36–68; Eßer: Verwissenschaftlichte Kindheit.

31 Schütze: Zur Veränderung im Eltern-Kind-Verhältnis, S. 74.

32 Gerhard Bott: Erziehung zum Ungehorsam. Kinderläden berichten aus der Praxis der antiautoritären Erziehung Berlin 1969; Katia Sadoun/Valeria Schmidt/Eberhard Schultz: Berliner Kinderläden. Antiautoritäre Erziehung und sozialistischer Kampf, Köln 1970; Emanuel Kuno Beller: Die Förderung frühkindlicher Entwicklung im Alter von 0–3 Jahren, in: Rolf Orter/Montada Leo (Hg.): Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch, München 1982, 704–728; Babies, Brei und Bunte Knete, Berlin 1982.

tens den Zugang zu Körperpraktiken des Kleinkindes im 20. Jahrhundert, zweitens Vorstellungen vom sich entwickelnden Körper des Kleinkindes und drittens Debatten über gelingende Subjektivierung im Kleinkindalter.

Max Gawlich  <https://orcid.org/0000-0002-2700-4947>

Der Körper hat eine Geschichte: Diese Einsicht bildet den Ausgangspunkt für die Körpergeschichte und verwandte Ansätze aus verschiedenen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen, die seit den 1970er-Jahren entwickelt und in den letzten Jahrzehnten für vielfältige Untersuchungen fruchtbar gemacht wurden. Dieses Studienbuch stellt sechs theoretische Ansätze vor, mit deren Hilfe der Körper als historisch-kultureller Gegenstand begriffen werden kann. Neben einer Darstellung der Theorie und Methode wird jeweils an einem Quellenbeispiel vorgeführt, wie mit einem theoretisch informierten Zugriff Perspektiven auf den Körper in der Geschichte geschaffen werden können, die sich vom Alltagsverständnis abheben. Das Buch richtet sich an fortgeschrittene Studierende, die eine Abschlussarbeit mit einem körpergeschichtlichen Interesse planen und eine praxisorientierte Einführung in das theoriegeleitete Arbeiten suchen.



**UNIVERSITÄT
HEIDELBERG**
ZUKUNFT
SEIT 1386

ISBN 978-3-948083-58-8



9 783948 083588